



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Von Lese-Szenen in der Romantik“

verfasst von / submitted by

Mag. Raphael Gierlinger, Bakk.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2017 / Vienna, 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 333 313

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Deutsch UF Geschichte, Sozialkunde,
Politische Bildung UniStG von 01.10.2010

Betreut von / Supervisor:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Arno Dusini

Inhaltsverzeichnis

Prolog	III
Einleitung	IV
1. Romantik – Grundzüge einer Epoche	11
1.1. Romantische Medienkrise: ein neuer, wahrer Leser	16
1.2. Unverständlichkeit als Modus richtiger Lektüre	21
2. Von einer Geschichte des Lesens	31
2.1. Überlegungen zu einer Geschichte des Lesens	35
2.2. Lesen im 18. und 19. Jahrhundert	39
2.3. Literarische Sozialisation	48
2.4. Frauen und Lesen	55
3. Lese-Szenen in der Romantik	58
3.1. Vorgeschichte: Von Büchern in Büchern	62
3.2. Empathisches Lesen als Immersion	65
3.3. Intuitives Lesen als Übersetzung	78
3.4. Lesen als metaphysisches Wiedererinnern	82
3.5. Lesen als hermeneutisches Enträtseln	84
3.6. Lesen als Erotik: Lust am Text als Lust am Körper	86
3.7. Extradiegetisches Lesen als Tautologie	87
4. Schlussbetrachtung und Resümee: Lesen und Leben	95
5. Literatur	102
6. Anhang	117

Prolog

Vor dem Hintergrund jährlicher PISA-Ernüchterung erscheint (nicht nur sinnerfassendes) ‚Lesen‘ als aussterbende Fähigkeit. Schuldige dieses Niedergangs einer fundamentalen Kulturtechnik seien, so der öffentliche Tenor, die gegenwärtigen Phänomene der wachsenden Mediengesellschaft: infantilisierende Sprechblasen in comicartigen Serienformaten, ungrammatische Nonsens-Beiträge auf *Twitter* und die zunehmend zum digitalen Nichtigkeits-Tummelplatz verkommene *Social-Media*-Plattform *Facebook* sowie generell eine Medialität des Internets, die rein auf flüchtige Selektion und Reduktion in der Rezeption ziele. Mit Blick auf derartige bildungspolitisch stets aktuelle Kontroversen und Unkenrufe vom Zerfall der Lesekultur kann Lesen als zentrale Errungenschaft und Qualität einer Gesellschaft, ja als gesellschaftspolitische Ressource gelten. Denn wo Gesellschaftlichkeit und Aufmerksamkeit über mediale Kanäle vermittelt und zugeteilt werden, wo (heutzutage digitales) Lesen ganz zentral den Schlüssel zur Gesellschaft und ihren Diskursen darstellt, dort kann die Bedeutung des Lesens für den Einzelnen kaum überschätzt werden. Wenn es sodann um den auszuhandelnden Stellenwert des Lesens im Bereich der Bildung, Gesellschaft und Politik, aber auch im individuellen Leben geht, geraten Lesestoffe, Leseverhalten oder Leseförderung ins Blickfeld – Themenfelder, die traditionell dazu dienten, Profile bestimmter Gesellschaften und Epochen zu entwickeln.

Solche Diskussionen und Überlegungen zum Anlass nehmend, erschien die Beschäftigung mit der literarischen *Romantik*, die in der vorliegenden Arbeit zentral als Medienkrise behandelt wird, interessant; insofern nämlich, als in dieser Zeit des medialen Umbruchs Diskurse um Schriftlichkeit, Kommunikation und Literalität herkömmliche Konzepte wie ‚Lesen‘, den ‚Leser‘ oder ‚Literatur‘ ganz allgemein sowie ihren Nutzen und Mehrwert für das eigene Leben neu bewerten. Davon ausgehend führte schließlich der Bogen zu den titelgebenden ‚Lese-Szenen in der Romantik‘.

Besonderer Dank gilt dem Betreuer meiner Diplomarbeit Ao. Univ.-Prof. Dr. Arno Dusini, ohne den diese Arbeit nicht dieses Gesicht hätte, und meinen Eltern, die mich stets unterstützt und mir dieses Studium ermöglicht haben.

Einleitung

Nicht nur sentimentalisch-populäre Fernsehformate, kitschig-verklärende Beriesel-Literatur oder naturidyllische bildende Kunst, sondern auch zahlreiche Stationen der Literaturgeschichtsschreibung prägten das Bild einer wirklichkeitsfernen, antipolitischen Romantik. Dennoch ist ihr ein beträchtliches Maß an Modernität in vielerlei Hinsicht inhärent: Anlässlich eines großen interdisziplinären Symposiums im Jahr 1978 zur Romantik in Deutschland wählte Richard Brinkmann als einleitenden Vortrag eine groß angelegte Apologie und Verteidigung gegen alle pejorativen Zuschreibungen und verkürzenden Romantik-Bilder in der Forschung¹, noch im Jahr 2009 begann Heinz Brüggemann seine Publikation über *Romantik und Moderne* mit einer scheinbar notwendigen Rechtfertigung des Titels.²

Die deutsche Romantik, jene Phase zwischen ungefähr 1770 und 1830, in der traditionell der Beginn einer modernen bürgerlichen Gesellschaft verortet wird, war eine Zeit des Aufbruchs auf vielen Feldern, der spielerischen Experimente, und zugleich eine Zeit der Krise. Den Hintergrund bildeten die beginnende Industrialisierung und neue technische Möglichkeiten, politisch-gesellschaftliche Umbrüche nach der Französischen Revolution und Napoleon sowie ein – für eine neue Generation junger Schriftsteller³ – überstrapaziertes Vernunftmonopol der Aufklärung. Die Natur wurde nun als evasorisch-ästhetisches Phänomen entdeckt. Gleichzeitig wurden die Empfindungen der Seele, die Individualität und Subjektivität in den Vordergrund gerückt. Letztlich auch infolge der Erfahrung eines tiefgreifenden Bruchs sowie eines Ungenügens reiner aufgeklärter Vernunft wurde schließlich eine poetisch verklärte Sehnsucht nach Vergangenen, Metaphysischem, nach dem Unendlichen und nach Heilung einer als verwundet empfundenen Welt zum dominanten Topos.⁴

¹ Vgl. Brinkmann, Richard: Zur Eröffnung des Symposiums. In: Brinkmann, Richard (Hg.): Romantik in Deutschland. Ein interdisziplinäres Symposium. Stuttgart: J.B. Metzler 1978 (Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Sonderband), S. 7-38 [im Folgenden abgekürzt mit: Brinkmann 1978].

² Vgl. Brüggemann, Heinz: Romantik und Moderne. Moden des Zeitalters und buntscheckige Schreibart. Aufsätze. Würzburg: Königshausen & Neumann GmbH 2009, S. 7 [im Folgenden abgekürzt mit: Brüggemann 2009].

³ Angesichts der Auswahl ist das männliche Genus hier bewusst gewählt.

⁴ Vgl. Safranski, Rüdiger: Romantik. Eine deutsche Affäre. Frankfurt: Fischer 2011, S. 141ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Safranski 2011], Kremer, Detlef: Romantik. Lehrbuch Germanistik. 3., aktualisierte Auflage. Stuttgart: Metzler 2007, S. 1ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Kremer 2007] sowie Jeßing, Benedikt / Köhnen, Ralph: Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft. 3.,

Im Feld der neu entwickelten wissenschaftlichen und künstlerischen Medien wurde der Akt des Erkennens nun problematisiert. Die Romantik stellt sich unter dieser Perspektive als Medienkrise dar. Ihrem Interesse für Vergangenes und Numinoses, aber auch für Irrationales und Verdrängtes folgend, hat sich die deutsche Romantik zunächst in alles Fremde vertieft. Dies gilt einerseits für das geschichtlich und kulturell Fremde: Friedrich Schlegel forschte zur griechischen und römischen Antike ebenso wie zur Sprache und Kultur Indiens, Novalis widmete sich dem Mittelalter, Friedrich Schleiermacher der griechischen Antike. Andererseits gilt dies auch für das individuelle Fremde: deutlich ist dieser Aspekt bei Schleiermacher (Hermeneutik, Übersetzungstheorie, Ethik). Das ganze Interesse am Fremden in seiner Vielfalt und Einzigartigkeit schlug sich bei den Romantikern in ihrer Hermeneutik, ihrer Übersetzungstheorie und -praxis sowie in zahlreichen anderen Studien nieder – Betätigungsfelder, die unmittelbar mit dem Vorgang des Lesens in Berührung sind.⁵

Die Medienkrise betraf allerdings nicht nur den individuellen Umgang mit Lektüre, sondern hatte auch makrostrukturelle Ursachen: Während im 19. Jahrhundert der Buchmarkt gravierenden Veränderungen unterlag und die ehemals *intensive* Lektüre weniger Bücher längst zu einer *extensiven* ‚Lesewut‘ umgeschlagen war (die Begrifflichkeit stammt von Rolf Engelsing⁶), setzte die Romantik den veränderten Lesegewohnheiten mitunter ein Insistieren auf langsames und wiederholendes Lesen entgegen, dem veränderten Erleben von Bewegung im Kontext von Dampfmaschine und Eisenbahn ein Betonen des Innehaltens.⁷ Der Entwurf des Lesers und der Leserin einer solchen romantischen, d.h. unverständlichen Literatur war ebenfalls auf Langsamkeit und Wiederholung angelegt. Man wollte sich nicht mit schneller unterhaltungsliterarischer Lektüre abfinden, sondern setzte auf ‚statarische‘ Lektüre zur erfolgreichen Entzifferung romantischer Texte.⁸

aktualisierte und überarbeitete Auflage. Mit 39 Abbildungen. Stuttgart: J.B. Metzler 2012, S. 46ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Jeßing/Köhnen 2012].

⁵ Vgl. vor allem Forster, Michael / Vieweg, Klaus (Hg.): Die Aktualität der Romantik. Berlin: Lit Verlag 2012 (Romantik heute 1), S. 15ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Forster/Vieweg 2012] sowie Kremer 2007, S. 1ff. und Klees, Michael: Gesellschaftliche Randgruppen im Werk Achim von Arnims. Zur Funktion von Zigeunern und Juden in „Isabella von Ägypten“ und „Die Majorats-Herren“. In: Jablowska, Joanna / Leibfried, Erwin (Hg.): Fremde und Fremdes in der Literatur. Frankfurt: Peter Lang 1996 (Gießener Arbeiten zur Neueren Deutschen Literatur und Literaturwissenschaft 16), S. 60 [im Folgenden abgekürzt mit: Klees 1996].

⁶ Vgl. Engelsing, Rolf: Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800. Stuttgart: Metzler 1974, S. 182ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Engelsing 1974].

⁷ Vgl. Kremer 2007, S. 1ff. bzw. 36ff.

⁸ Vgl. Kremer 2007, S. 3.

Um sich gegenüber der raschen Ausweitung und Zunahme von Schriften jeglicher Art Ende des 18. Jahrhunderts abzugrenzen, gründete die Romantik als trotzbare Abwehr ihren Autonomieanspruch auf eine dem Zeitgeist widersprechende, weil auf den ersten Blick unzugängliche, komplizierte und hermetische Textgestalt, die sich einem schnellen Verschlingen, einer extensiv-lesewütigen Rezeption verschloss. Friedrich Schlegel, ein seit seiner Jugend unersättlicher Leser⁹, stellte deshalb in seinem Essay *Über die Unverständlichkeit* jene Unverständlichkeit als positiv und wünschenswert dar¹⁰, als Garantie der wiederholten, niemals stillstehenden, sich immer wieder erneuernden Lektüre des romantischen Kunstwerks, welches sich mehr und mehr den LeserInnen avancierter Literatur verschloss. Die romantischen Autoren gehörten in dieser Hinsicht nicht zu jenen, die in hohem Maß gelesen wurden. Vielmehr wurde die romantische Literatur zu einer semiotisch komplexen Chiffre – versinnbildlicht im redundanten Motiv der unleserlichen und geheimnisvollen Schrift, die durch ihre mystische Wirkung die romantischen Protagonisten (wie in Ludwig Tiecks *Runenberg* oder in E.T.A. Hoffmanns *Der goldene Topf*) verstört, verzaubert und verändert. Während das Lesen vermehrt entkörperlicht und distanziert wurde (exemplarisch steht dafür Erich Schön mit seiner Publikation über den *Verlust der Sinnlichkeit*¹¹), zeigen romantische Texte, so eine mögliche Interpretation, wie das Gelesene auf die LeserIn und sein Leben unmittelbar übergreift. Lesen, wo es die Einbildungskraft affiziert und Protagonisten beeinflusst, wurde neu bewertet und erhielt einen zentralen Stellenwert. Nicht zuletzt deshalb

„[...] lässt sich [unter einer formal ästhetischen Perspektive] die Einheit der poetischen [romantischen] Schriften [...] über ein charakteristisches Zusammenspiel einer weitgehend manieristischen Traditionen verpflichteten Poetik der Imagination und des Phantastischen mit einer allegorischen und selbstreflexiven Komponente konstruieren“¹²,

⁹ Vgl. Schumacher, Hans: Romantik (1788-1835). In: Balzer, Bernd / Mertens, Volker (Hg.): Deutsche Literatur in Schlaglichtern. Mannheim/Wien/Zürich: Meyers Lexikonverlag 1990, S. 259 [im Folgenden abgekürzt mit: Schumacher 1990].

¹⁰ Schlegel, Friedrich: Werke in zwei Bänden. Zweiter Band. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen Deutschen Literatur in Weimar, ausgewählt und eingeleitet von Wolfgang Hecht. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1980 (Bibliothek Deutscher Klassiker), S. 197-211 [im Folgenden, wenn aus dem Essay *Über die Unverständlichkeit* zitiert wird, abgekürzt mit: Schlegel: *Über die Unverständlichkeit*].

¹¹ Vgl. Schön, Erich: Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800. Stuttgart: Klett-Cotta 1987 (Sprache und Geschichte 12) [im Folgenden abgekürzt mit: Schön 1987].

¹² Kremer 2007, S. 1.

in dem das Lesen immer wieder selbst reflektiert und zum Thema gemacht wurde.¹³

In ähnlichem Zusammenhang wurden unleserliche und numinose Schriften thematisiert, in denen das Unfassbare und Entgrenzte anschaulich verdinglicht wird. Auch in der Wissenschaft hatten unleserliche Schriften Hochkonjunktur: Vor dem Hintergrund der Entzifferung des Steins von Rosette wird deutlich, dass ein jeweiliger historischer Kontext entscheidend mit kulturellen Erscheinungen wechselwirkt. Die Schrift der Natur erschien den Romantikern als hermeneutische Herausforderung. Schriftlichkeit, die im Begriff war, die traditionelle Mündlichkeit als dominante Form literarischer Aneignung abzulösen, wurde zur steten Übersetzungsproblematik. Schleiermachers epochemachende Schrift *Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens* aus dem Jahr 1813 ist der *locus classicus* dieser Umwälzung.¹⁴ Auf kreativ und imaginativ schöpferische, mit vager und wechselnder Bedeutung aufgeladene Sprache zielte die romantische Literatur. Neben der weltschöpferischen Qualität kam der Schrift dabei vor allem auch eine erotische zu.¹⁵

„Lesen“ als Grundfiguration der Rezeption von Texten jeglicher Art geriet unter solchen Vorzeichen in der Epoche der deutschen Romantik zunehmend ins Blickfeld. Immer schon war das Lesen mit unterschiedlichsten Bedeutungen aufgeladen, spiegelten sich in den Lektüren Hoffnungen, Wünsche und Ängste einer bestimmten Zeit oder eines ganz individuellen Lesers, reflektierten Lesebiographien ganzer Generationen politische, kulturelle und gesellschaftliche Diskurse, sodass Wendelin Schmidt-Dengler zurecht davon sprechen konnte, dass die Kulturgeschichte Europas vor allem eine Kulturgeschichte des Lesens sei.¹⁶

¹³ Vgl. ebd., S. 1-39.

¹⁴ Vgl. Forster/Vieweg 2012, S. 14.

¹⁵ Vgl. auch Kremer 2007, S. 64-74.

¹⁶ Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin (2006): Leben oder Lesen. Über Glanz und Elend einer Kulturtechnik. Festvortrag, S. 2. Online verfügbar unter: www.publikationen.bvoe.at/perspektiven/bp2_06/s12-15.pdf [zuletzt aufgerufen am 12.05.2017, im Folgenden abgekürzt mit: Schmidt-Dengler 2006].

Die vorliegende Arbeit widmet sich den unterschiedlichen Konfigurationen des Lesens sowie paradigmatischen Lese-Szenen in der Romantik und fragt danach, inwiefern Lesen selbst in den Texten der Romantik präsentiert und charakterisiert wird. Mit Blick auf das Ernst Bloch-Diktum von der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘¹⁷ lässt sich einwenden, dass nicht alle Texte um das Jahr 1800 und der Folgezeit zwangsläufig große Lese-Reflexionen anstellten und nicht alle Autoren, deren Lebenszeit in die so konventionell gesetzte Epoche der Romantik zwischen 1770 und 1830 fällt, die Themen Schriftlichkeit und Literalität aufgriffen. Es wurde davon gesprochen, die Romantik als Medienkrise mit einem problematisierten Verständnis vom Lesen zu begreifen. Deshalb soll ein Streifzug durch ausgesuchte Novellen und Erzählungen typischer, programmatischer Autoren der Romantik unternommen werden, um Lese-Szenen darin aufzuspüren und deren Bedeutung vor dem Hintergrund des historischen Kontextes zu diskutieren. Im Fokus stehen Texte von Achim von Arnim, Clemens Brentano, Adelbert von Chamisso, Joseph von Eichendorff, E.T.A. Hoffmann bis hin zu Texten von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck.

Anhand dieser Lese-Szenen sollen Grundfiguren des Lesens herausgearbeitet werden, um einen romantischen Diskurs abbilden zu können, der Lesen zwischen evasorischer Unterhaltungsektüre und existenzieller Selbstexploration positioniert. Die Bandbreite ist groß und die Funktionen, die dem Lesen seitens der Gesellschaft, aber vor allem auch vom individuellen Leser und noch wichtiger: von der individuellen Leserin zugeschrieben werden, sind vielfältig. An dieser Stelle, weil mit dem Verweis auf die typische Leserin die Genderfrage angesprochen wurde, der obligate Hinweis, dass in der vorliegenden Arbeit zwecks Lesbarkeit der weibliche Artikel mit dem bekannten Binnen-I verwendet wird: gesprochen wird von *der Leserin*.

¹⁷ Ernst Bloch spricht – ursprünglich im Zusammenhang proletarischer Klassenkämpfe und des Dritten Reichs – von der ‚Ungleichzeitigkeit‘ im Sinn unterschiedlicher Schichten und Bewusstseinsstufen der Realität, um die Hinwendung zur NS-Diktatur erklärbar zu machen. Vgl. Bloch, Ernst: Gesellschaft und Kultur. Ausgewählte Schriften. Band 2. Hg. v. Johann Kreuzer und Ulrich Ruschig. Berlin: Suhrkamp 2010 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1966), S. 350ff. Im Folgenden wird in dieser Arbeit das Schlagwort in einem politisch neutralen Sinn verwendet: ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ meint ein Nebeneinander von vermeintlich anachronistischen Ideen, Bewusstseinshaltungen oder Literaturen. Der technische Fortschritt im Zuge der Industrialisierung und eine davon ausgelöste regelrechte Modernisierungs- und Zukunftslust stehen so im Gegensatz zu romantischer Sehnsucht nach Einfachheit und Natürlichkeit.

LeserInnen- und Lesediskurse in der Forschung sind für die Romantische Epoche, bezogen auf Deutschland, rar. Zahlreiche Publikationen verorten berüchtigte Schlagwörter wie ‚Lesewut‘, ‚Lesesucht‘ und ‚Leserevolution‘ ins 18. Jahrhundert. Edgar Bracht untersucht den titelgebenden *Leser im Roman des 18. Jahrhunderts*, fokussiert allerdings inhaltlich stark auf eine Diskussion der Begriffe ‚Phantasie‘ und ‚Einbildungskraft‘ sowie deren Wandel.¹⁸ Rudolf Schenda hat in seiner ausladenden Publikation *Volk ohne Buch* eine Sozialgeschichte der populären Lesestoffe vorgelegt, widmet sich aber in erster Linie den literarischen soziostrukturellen Rahmenbedingungen, ohne gezielt auf eine Poetizität des Lesediskurses innerhalb der Literatur einzugehen: behandelt werden Leihbibliotheken, Kolporteure, die Rolle der Zensur bis hin zu (problematischen) demographischen Daten der Alphabetisierung. Eine Erwähnung der Romantik im Besonderen fehlt.¹⁹ Diese hat Jürgen Nelles in seiner Darstellung *Bücher über Bücher* aus dem Jahr 2002 im Blick, fokussiert jedoch auf das Medium Buch und dessen Materialität selbst, weniger auf den Lese-Akt.²⁰ Ähnlich Dietmar Rieger, der ebenfalls Bücher und ganze Bibliotheken in fiktionaler Literatur aufspürt.²¹ Solche Defizite kompensierend legt Roger Chartier mit seinen *Lesewelten* eine facettenreiche Geschichte von Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit vor, der Fokus liegt bei ihm auf Frankreich.²² Um den lesenden Helden geht es Ralph-Rainer Wuthenow in seiner Publikation *Im Buch die Bücher*, wobei insbesondere Johann Wolfgang Goethes *Werther*, sein *Wilhelm Meister* sowie Karl Philipp Moritz’ *Anton Reiser* im Mittelpunkt stehen – der Untersuchungszeitraum ist also vor der Romantik angesiedelt.²³ Sehr brauchbar und als letztes erwähnt sei Erich Schön mit seiner umfangreichen Publikation *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers*, welche allgemein von der Körperlichkeit des Lesens und

¹⁸ Vgl. Bracht, Edgar: *Der Leser im Roman des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt: Peter Lang 1987 (Marburger Germanistische Studien 8) [im Folgenden abgekürzt mit: Bracht 1987].

¹⁹ Vgl. Schenda, Rudolf: *Volk ohne Buch*. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910. München: dtv 1977 [im Folgenden abgekürzt mit: Schenda 1977].

²⁰ Vgl. Nelles, Jürgen: *Bücher über Bücher*. Das Medium Buch in Romanen des 18. und 19. Jahrhunderts. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002 [im Folgenden abgekürzt mit: Nelles 2002].

²¹ Vgl. Rieger, Dietmar: *Imaginäre Bibliotheken*. Bücherwelten in der Literatur. München: Fink 2002 [im Folgenden abgekürzt mit: Rieger 2002].

²² Vgl. Chartier, Roger: *Lesewelten*. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit. Aus dem Französischen von Brita Schleinitz und Ruthard Stäblein. Frankfurt/New York: Campus 1990 [im Folgenden abgekürzt mit: Chartier 1990].

²³ Vgl. Wuthenow, Ralph-Rainer: *Im Buch die Bücher oder Der Held als Leser*. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1980 [im Folgenden abgekürzt mit: Wuthenow 1980].

dem Mentalitätswandel um 1800 handelt, dieses neue Lesen – wie der Titel nahelegt – allerdings defizitär gewertet wird.²⁴

Die vorliegende Arbeit will Diskurse rund um das Lesen und um Lektüre für die Zeit zwischen 1770 und 1830 bündeln und versuchen nachzuspüren, inwieweit sich diese in den ausgesuchten Erzählungen und Novellen wiederfinden und inwiefern romantische Lese-Szenen von gesellschaftlichen Verhandlungen zentraler Konzepte wie Schriftlichkeit und Subjektivität abhängen oder diese bedingen.

²⁴ Vgl. Schön 1987.

1. Romantik – Grundzüge einer Epoche

Eine allumfassende Darstellung *der* Romantik ist in der vorliegenden Arbeit nicht möglich. Diesbezüglich sei insbesondere auf Detlev Kremer (2007) und Gerhard Kaiser (2010) verwiesen, die jeweils einen prägnanten Überblick bieten. Hinsichtlich der Fragestellung, inwiefern und in welcher Form das Lesen selbst in romantischen Texten zum Thema gemacht wird und wie sich solche Lese-Szenen der Romantik darstellen, rücken speziell jene Aspekte der Epoche in den Vordergrund, die für die Frage nach dem Lesen fruchtbringend erscheinen.

Die deutsche Romantik setzte traditionell in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein, als um das Jahr 1770 eine Generation junger Schriftsteller geboren wurde, die allesamt die Klassik überwinden wollten. Diese Frühromantik, die sich als Kreis befreundeter Philosophen, Schriftsteller und Philologen vor allem in der Universitätsstadt Jena gruppierte, war eine Sache der Gebildeten, denen es (auch vor nationalistischen Tendenzen der späteren Hochromantik in Heidelberg) um die Rolle von Kunst und Kultur in der damaligen Zeit ging.¹ In dieser Zeit zwischen 1770 und 1830 erfuhr allerdings nicht nur die Literatur eine außerordentliche Konjunktur, sondern fand generell ein Umbruch im Bewusstsein der Menschen statt: Neben der Etablierung einer modernen, bürgerlichen Gesellschaft und politischen sowie industriellen Umbrüchen könne man in vielerlei Hinsicht eine „[...] reflexive Verarbeitung einer tiefgreifenden Erfahrung von historischer Beschleunigung“² konstatieren, so Detlev Kremer. Inspiriert und geprägt von der Französischen Revolution mit ihren subversiven Ideen, der Deutschen Klassik und politisch vor allem von Napoleon war die Beziehung der Romantiker zum Deutschen Idealismus, der dem Subjekt in diesen neuen Zeiten einen zentralen epistemologischen Stellenwert einräumte, ambivalent.³

¹ Vgl. Schumacher 1990, S. 259ff.

² Kremer 2007, S. 2.

³ Frank und Beiser liefern sich im Band *Die Aktualität der Romantik* diesbezüglich einen offenen Schlagabtausch. Vgl. Beiser, Frederick: Romantik und Idealismus. In: Forster, Michael / Vieweg, Klaus (Hg.): *Die Aktualität der Romantik*. Berlin: Lit Verlag 2012 (Romantik heute 1), S. 48 [im Folgenden abgekürzt mit: Beiser 2012]. Vgl. für allgemeine Aspekte zur Romantik in diesem Kapitel vor allem Kremer 2007, S. 1-113. Von maßgeblichen diskursiven Umbrechungen spricht auch Mads Nygaard Folkmann, vgl. Folkmann, Mads Nygaard: *Figurationen des Übergangs. Zur literarischen Ästhetik bei Novalis*. Frankfurt: Peter Lang 2006 (Deutsche Sprache und Literatur, Band 1927), S. 32 [im Folgenden abgekürzt mit: Folkmann 2006].

Es ist jene ‚Sattelzeit‘ – der Begriff soll den Impuls für die Etablierung einer modernen Bürgerlichkeit markieren und Reinhart Koselleck wählt ihn im Vorwort des Lexikons geschichtlicher Grundbegriffe für den Zeitraum vor und nach der Französischen Revolution⁴ – mit einer Dynamisierung und Verzeitlichung der Erfahrungswelt, für die Koselleck das (an Bloch erinnernde) Kriterium der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ propagiert hatte. Angedeutet werden sollen die perspektivische Vielfalt sowie das reflexive Bewusstsein dieser Generation um die Kontingenz, um die eigene Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit.⁵ Wolfgang Bunzel spricht in Bezug auf die Sattelzeit von einem umfassenden soziokulturellen Umstrukturierungsprozess.⁶

Diese ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘, das Gefühl der Kontingenz war auch hinsichtlich des Lesens und der Lektüre entscheidend: Ironisches Spiel, bunte Stimmenvielfalt, diskontinuierliche Polyfokalität sowie freie Selbstbewegung in vergangenen Zeiten und auch Gattungen und Formen bildeten um 1800 einen kulturellen Motor der ästhetischen Moderne. Die SchriftstellerInnen der Romantik machten von dieser neuen Verfügbarkeit der kulturellen Sprechweisen und Stile einen ludistisch-selbstbezüglichen, poetischen Gebrauch, um ein, wie Brüggemann formuliert, intertextuelles sowie intermediales Spiel mit der zeitlichen Vielschichtigkeit zu spielen, geeignet, um gleichermaßen Selbstkohärenz und Sinn-Totalität zu destruieren.⁷ In diesem Zusammenhang spricht Hans-Georg Pott von der bestimmenden Exklusion der Moderne: der Mensch sei in der Moderne nicht allein durch seine Geburt, also ‚Inklusion‘ bestimmt, sondern durch ‚Exklusion‘, womit die Aufgabe zur Selbstkonstitution gemeint ist. Die erlebte Kontingenz von Historizität

⁴ Vgl. Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 8 in zwei Teilbänden. Bearbeitet und herausgegeben von Reinhart Koselleck und Rudolf Waltherr. Stuttgart: Klett-Cotta 1997, S. V.

⁵ Reinhart Koselleck problematisiert im von ihm herausgegebenen Band *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein* die traditionelle Epochengliederung: der Terminus ‚Epoche‘ habe bis ins 18. Jahrhundert lediglich einen markanten Einschnitt indiziert. Erst mit dem deutschen Idealismus habe sich der Begriff für längerfristige Zusammenhänge etabliert, die jedoch weniger exakt zu datieren waren. Als Kompromiss spricht Koselleck von der Epochenschwelle zur Moderne als ‚Sattelzeit‘ anhand mehrerer Kriterien, welche diese Neuzeit auszeichneten: ein Bewusstsein von Beschleunigung; die Erschließung einer offenen Zukunft; eine neue Sprachverwendung der ‚Jahrhunderte‘; die erfahrene Ungleichzeitigkeit verschiedener, aber im chronologischen Sinn gleichzeitiger Geschichten, sowie schließlich die Erfahrung eines Übergangs. Vgl. Koselleck, Reinhart: Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit. In: Herzog, Reinhart / Koselleck, Reinhart (Hg.): *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*. München: Wilhelm Fink 1987 (Poetik und Hermeneutik XII), S. 269-282 [im Folgenden abgekürzt mit: Koselleck 1987]. Vgl. dazu auch Brüggemann 2009, S. 265 sowie Kremer 2007, S. 2.

⁶ Vgl. Bunzel, Wolfgang: Einleitung. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): *Romantik. Epoche – Autoren – Werke*. Darmstadt: WBG 2010, S. 7 [im Folgenden abgekürzt mit: Bunzel 2010].

⁷ Vgl. Brüggemann 2009, S. 269.

und Subjektivität fordere auf zur Selbstvergewisserung und stets neuen Selbstbestimmung. Die Offenheit von Zeitlichkeit und neuem Zeitbewusstsein korreliere mit einer Offenheit von Identität. Vorausblickend sei erwähnt, dass der Wandel in den Lesegewohnheiten mit dieser neuen Möglichkeit, lesend nach Erfahrungsmodellen und Deutungsmustern zu suchen, einherging.⁸ Die Selbstwahrnehmung einerseits, aber auch eine Selbstreflexion in Literatur andererseits sind typisch für die romantische Epoche, in der Bücher und Lesen erstmals ganz zentral zur Orientierung im eigenen Leben und in der Welt dazugehörten.⁹

Silvia Volckmann und Manfred Köhler gehen noch einen Schritt weiter und stellen mit Blick auf das 18. Jahrhundert die pointierte Formel in den Raum, Lesen hieße, im Leben zu scheitern.¹⁰ Für diese Zeit scheint die Attribuierung von Lesen und Lektüre als einer Art Gegenwelt bezeichnend. Manfred Frank, der dem neuen Bewusstsein von Zeit und Zeitlichkeit zahlreiche seiner Studien widmete, betont mit Verweis auf die Orientierungsleistung des Lesens, dass das Leben in dieser komplexen Zeit zahlreicher Umbrüche und Wandelaussagen um 1800 zunehmend als unauflösliches Rätsel erlebt werde.¹¹ Er spricht vom ‚Paradigma der Moderne‘ als zentraler Einsicht der romantischen Philosophie:

„Das Prinzip Selbstbewusstsein, zunächst mit dem Pathos einer großen Revolution als das befreiende, zur Handlung emanzipierende Wesen des Menschen ergriffen, zeigt seine Untauglichkeit als Prinzip darin, dass im Akte der Selbstvergegenwärtigung als dem fundamentalsten Akte der Existenz das Dasein sich selbst erfährt als geschickt aus ‚unverfügbarem Grunde‘“¹².

⁸ Vgl. Pott, Hans-Georg: Literarische Bildung. Zur Geschichte der Individualität. München: Fink 1995, S. 59 [im Folgenden abgekürzt mit: Pott 1995].

⁹ Vgl. Lennartz, Rita M.: Inszenierung der Lektüre. Das Zusammenspiel von Buchgestaltung, Narration und Metaphorik in Brentanos „Godwi“. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2010, S. 11 [im Folgenden abgekürzt mit: Lennartz 2010].

¹⁰ Vgl. Volckmann, Silvia / Köhler, Manfred: Das Glück ist die Lücke im Bücherschrank oder Lesen als Passion. Ein Essay. In: Boesken, Gesine / Schaffers, Uta (Hg.): Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bildung – Vermittlung. Festschrift für Erich Schön. Berlin: LIT 2013 (Leseforschung 3), S. 47 [im Folgenden abgekürzt mit: Volckmann/Köhler 2013].

¹¹ Vgl. Frank, Manfred: „Unendliche Annäherung“. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. Frankfurt: Suhrkamp 1997, S. 18 [im Folgenden abgekürzt mit: Frank 1997] sowie seine Publikation zum Zeitproblem in der deutschen Romantik, vgl. Frank, Manfred: Das Problem „Zeit“ in der deutschen Romantik. Zeitbewusstsein und Bewusstsein von Zeitlichkeit in der frühromantischen Philosophie und in Tiecks Dichtung. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh 1990, S. 15ff [im Folgenden abgekürzt mit: Frank 1990].

¹² Frank 1990, S. 19.

Vorherrschend ist für Frank die Einsicht, nur aus sich selbst zu sein, und dabei das Gefühl, sich aus sich selbst doch nicht begründen zu können; Selbstbewusstsein wird zur Widerspruchserfahrung.¹³ Die romantische Figur der Ironie trägt diesem Gedanken der Kontingenz Rechnung: ‚ironisch‘ wird etwas gesagt, wenn durch die Art des Sagens zugleich seine Bestimmtheit wieder aufgehoben ist, zugunsten der Unendlichkeit dessen, was ebenso gesagt hätte werden können. Ironie halte so den undarstellbaren Ort des Unendlichen offen¹⁴. Nur wenige Jahre nach Friedrich Schiller veröffentlichten Friedrich Schlegel und Novalis dazu ihre programmatischen literaturtheoretischen Überlegungen.¹⁵ In weiterer Folge zur erlebten Kontingenz und Ambivalenz der romantischen Subjektivität formuliert Frank mit Bezug auf die frühromantische Philosophie und deren ästhetische Überlegungen:

„Die Romantik ist oft als so harmonietrunken und ins Absolute verliebt dargestellt worden, dass man in der vulgären Wirkungsgeschichte gar nicht mehr sieht, wodurch sie sich den Zorn der Klassizisten Goethe, Schiller und Hegel, des frommen Christen Kierkegaard oder des biedereren Realisten Rudolf Haym zugezogen hat. Tatsächlich ist es die Entdeckung der Vielschichtigkeit, der Ungeborgenheit, der Inkonsequenz, der Widersprüchlichkeit des menschlichen Charakters, durch die sie sich von einer optimistischen, sei's gottfrohen, sei's metaphysischen Tradition drastisch abgrenzt.“¹⁶

Die Frühromantik und ihre Philosophie zeichneten sich durch eine programmatische Abkehr von der Philosophie der Aufklärung und ästhetischen Vorstellungen des Klassizismus aus. Demzufolge entwarfen sie konträre Übersetzungsvorstellungen zur Aufklärung. Ausgehend von frühen Konzepten zur Originaltreue (verkörpert vor allem durch die Schweizer Philologen Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger), forderten die Romantiker ein historisch-verfremdendes Übersetzen.¹⁷ Entscheidend war der innere Zusammenhang zwischen Übersetzung und romantischem Poesiekonzept.

¹³ Vgl. Frank 1990, S. 19.

¹⁴ Vgl. Frank, Manfred: Was heißt ‚frühromantische Philosophie‘? In: Forster, Michael / Vieweg, Klaus (Hg.): Die Aktualität der Romantik. Berlin: Lit Verlag 2012 (Romantik heute 1), S. 37 [im Folgenden abgekürzt mit: Frank 2012].

¹⁵ Vgl. Sexl, Martin (Hg.): Einführung in die Literaturtheorie. Wien: Facultas 2004, S. 64f [im Folgenden abgekürzt mit: Sexl 2004].

¹⁶ Frank, Manfred: Einführung in die frühromantische Ästhetik. Vorlesungen. Frankfurt: Suhrkamp 1989, S. 297 [im Folgenden abgekürzt mit: Frank 1989].

¹⁷ Vgl. Siever, Holger (2012): Das übersetzerische Denken von Frühromantik und Funktionalismus, S. 2ff. Online unter: www.trans-kom.eu/.../trans-kom_05_01_07_Siever_Fruehromantik.20120614.pdf [zuletzt aufgerufen am 12.05.2017, im Folgenden abgekürzt mit: Siever 2012].

Clemens Brentanos Formulierung in seinem Roman *Godwi*, „Das Romantische selbst ist eine Übersetzung“¹⁸ verdeutlicht diesen wesenhaften Zusammenhang und zeigt, dass Übersetzen für die Romantik mehr war als ein Transferproblem zwischen Fremdsprachen: Übersetzung wurde als ein Grundmoment gesehen, welches jeder Sprachlichkeit inhärent sei. Dass diese Notwendigkeit des Übersetzens bei der Lektüre Risiken birgt, wird anhand der präsentierten Lese-Szenen deutlich werden. Übersetzung wird zur Potenzierung der Selbstreflexion, was im 116. *Athenäums-Fragment* bei Friedrich Schlegel ebenfalls angesprochen ist.¹⁹ Kyoung-Jin Lee formuliert mit Anlehnung an Schlegel:

„Immerhin obliegt es nun dem Dichter, die hinterlassenen Buchstaben der Natur, diese von Gott in die Natur gravierten Signaturen, zu entziffern. In diesem Sinne ist alle Poesie Übersetzung [...].“²⁰

Übersetzung als Verbindung zweier getrennter Sphären (wie bei verschiedenen Sprachen) meint auch ein Vermitteln zwischen ursprünglich Getrenntem. Kontrastiv und kompensatorisch zum analytischen und – von den Naturwissenschaften bedingt – mechanistischen Grundzug aufklärerischer Philosophie, bemühte sich die romantische Philosophie um organische Vermittlung von Materie und Geist, Natur und Geschichte (Leitdisziplin romantischer Naturphilosophie wurde somit die Chemie). Romantisches Grundproblem war die Vermittlung von Subjekt und Objekt, Ich und Umwelt. In den Lektüre-Szenen zeigt sich, dass auch die romantischen Protagonisten zwischen eigenem Leben und ihrer Lektüre immer wieder vermitteln müssen und ihr Schicksal oft davon abhängt, Lebenswelt und ‚Lesewelt‘ in ein richtiges Verhältnis zueinander zu setzen.²¹

Im Jahr 1797 erschien Friedrich Wilhelm Joseph Schellings *Einleitung zu: Ideen zu einer Philosophie der Natur*, in der die für die romantische Naturphilosophie

¹⁸ Brentano, Clemens: *Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman* von Maria. Text, Lesarten und Erläuterungen. Hg. v. Werner Bellmann. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: W. Kohlhammer 1978 (Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Historisch-Kritische Ausgabe, Band 16), S. 319 [im Folgenden abgekürzt mit: Brentano, *Godwi*].

¹⁹ Vgl. Lee, Kyoung-Jin: Die deutsche Romantik und das Ethische der Übersetzung. Die literarischen Übersetzungsdiskurse Herders, Goethes, Schleiermachers, Novalis', der Brüder Schlegel und Benjamins. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014 (Epistemata – Würzburger Wissenschaftliche Schriften 803), S. 113ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Lee 2014] sowie Schlegel, Friedrich: Werke in zwei Bänden. Erster Band. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen Deutschen Literatur in Weimar, ausgewählt und eingeleitet von Wolfgang Hecht. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1980 (Bibliothek Deutscher Klassiker), S. 204 [im Folgenden abgekürzt mit: Schlegel: *Athenäums-Fragmente*].

²⁰ Ebd., S. 122.

²¹ Vgl. Kremer 2007, S. 59ff.

regulative Vorstellung eines ursprünglichen Absoluten ausgebreitet wird, das sich in der Natur und Geschichte vergegenständlicht und damit entzweit habe: „Damals [im idealisierten Urzustand] war der Mensch noch einig mit sich selbst und der ihn umgebenden Welt.“²² Medium der Offenbarung des Absoluten, um die Trennung der subjektiven und objektiven Sphäre aufzuheben, wurde die Kunst: Sprache und Schrift bargen für Schelling das Absolute und trugen das Potential zur Poetisierung der Welt in sich; die Eichendorffsche Welt hebe an zu singen, treffe man das Zauberwort.²³ Die Literatur der Romantik träumte von einer Sprache, deren Zeichen die magische Fähigkeit haben, ihre Kräfte und ihre Geheimnisse darzustellen. Die Romantik wollte ein Absolutes zum Ausdruck bringen, wusste aber, dass sie dieses über künstlerische Medien nicht direkt aussprechen, sondern nur annäherungsweise zeigen konnte.²⁴ Romantische Protagonisten haben es somit häufig mit Schriften und numinosen Zeichen zu tun, deren Lektüre eine geheimnisvolle Kraft entfaltet.

1.1. Romantische Medienkrise: ein neuer, wahrer Leser

Im Kontext einer allgemeinen Aufbruchsituation lässt sich die Romantik als eine Medienkrise ersten Ranges kennzeichnen, als ein Umbruch, in dem sich die rapide erweiternden Möglichkeiten des Erkennens und Darstellens neu bilden. Die romantische Medienkrise ergibt sich aus intensiv und immer wieder spielerisch-literarisch betriebenen Experimenten mit den Bild- und Sprachzeichen in einer sich wandelnden Welt, mit einer Art neuen Hieroglyphik. Die Romantik erscheint als jene Literaturgeneration, die sich als erste ganz auf Schriftlichkeit (welche sich aufgrund sukzessiver Alphabetisierung erstmals entfalten konnte) und den 300 Jahre zuvor verbesserten Buchdruck, und somit auf die spezifische Medialität des Schreibens und des Lesens einstellte.²⁵

²² Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von: Schriften 1794-1800. Hg. v. Manfred Frank. Frankfurt: Suhrkamp 1985 (Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling, Ausgewählte Schriften, Band 1), S. 250.

²³ Vgl. ebd. sowie Kremer, Detlef / Lieb, Claudia (Hg.): Romantik. Das große Lesebuch. Frankfurt: Fischer 2010, S. 121 [im Folgenden abgekürzt mit: Kremer/Lieb 2010].

²⁴ Vgl. Kremer 2007, S. 66.

²⁵ Steiner, Uwe C. (1994): Die Verzeitlichung romantischer Schrift(t)räume – Tiecks Einspruch gegen Novalis, S. 7. Online unter: edoc.hu-berlin.de/hostings/athenaeum/documents/athenaeum/.../steiner.../steiner.pdf [zuletzt aufgerufen am 12.05.2017, im Folgenden abgekürzt mit: Steiner 1994]. Ong formuliert: „The Romantic Movement marks the beginning of the end of the old orality-grounded rhetoric.“ Ong, Walter J.: Orality and Literacy. The Technologizing of the Word. London/New York: Routledge 2002, S. 155 [im Folgenden abgekürzt mit: Ong 2002]. Ebenfalls im Sinn einer Medienkrise spricht Friedmar Apel von der Unschuld des Auges, deren Wiedererlangung infolge der fortschreitenden Technologisierung und verbesserten Reproduktionstechnik als unzeitgemäße und unmögliche Aufgabe erscheinen musste.

In der deutschen Romantik fand eine Umwertung der traditionellen und traditionell hierarchisierenden Differenz zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit statt.²⁶ Das moderne Individuum sei konstitutiv und performativ, so das neue Bewusstsein, an Schriftlichkeit gekoppelt – die Gesellschaft habe aus vormals rein oraler Sprache eine Schrift gemacht. Diese Begeisterung für das Schriftliche sowie der stetig wachsende Bücherberg an neuen Publikationen gegen Ende des 18. Jahrhunderts werden bei Novalis deutlich, der in seinen *Dialogen* von der umso größeren Wirkung der Literatur spricht: das gedruckte Werk, die drucktechnische Gestaltung, in ‚typographischer Rüstung‘, habe zusätzlich eine umso größere Wirkung²⁷. Detlev Kremer formuliert:

„Diese [...] Ambivalenz von [Mündlichem und Schriftlichem], von Stimme und Schrift wurde in der romantischen Literatur an eine Geschlechtertypologie gebunden, derzufolge die ‚lebendige‘ Stimme weiblich und die ‚tote‘ Schrift männlich konnotiert war. Gleichzeitig wurde sie auf eine erotische Vorstellung verpflichtet, die entweder die Versöhnung beider Geschlechter respektive Medien (Schlegels *Lucinde* oder Hoffmanns *Der goldene Topf*) oder den zumeist männlichen Liebestod beinhaltete (Tiecks *Runenberg*, [...] Hoffmanns *Der Sandmann*) beinhaltete.“²⁸

Schriftlichkeit wurde unter dem Gesichtspunkt des stets impliziten Lesens als dialogische Kommunikation und damit als genuin soziale Operation begriffen.²⁹ Im nicht-intentionalen, ungerichteten und zweckfreien Sprechen und Schreiben aber sah die Romantik das Wesen der natürlichen Poesie. Gefordert wurde die völlige Autonomie des Textes; jede Form der schriftlichen Darstellung schaffe ohnehin uneinholbare Differenz. In dieser Anerkennung der Unverständlichkeit als prinzipiellen Kommunikationsmodus und -generator lag die Anerkennung der unüberwindbaren Kontingenz von Kommunikation³⁰; eine Eindeutigkeit und sichere Übersetzung gab es in einer solchen Konzeption von Kommunikation nicht mehr – darin lag das ungeheure Deutungspotential des Lesens selbst.

Traditionelle Konzepte wie Authentizität, Unmittelbarkeit und Individualität, ursprünglich (und wohl auch aus heutiger Perspektive) hinsichtlich der Medialität

Vgl. Apel, Friedmar: *Das Auge liest mit. Zur Visualität der Literatur*. München: Carl Hanser 2010, S. 8 [im Folgenden abgekürzt mit: Apel 2010].

²⁶ Bohn, Cornelia: *Inklusion, Exklusion und die Person*. Konstanz: UVK 2006 (Theorie und Methode 28), S. 130 [im Folgenden abgekürzt mit: Bohn 2006].

²⁷ Vgl. dazu Nelles 2002, S. 243.

²⁸ Kremer 2007, S. 33.

²⁹ Vgl. Bohn 2006, S. 151.

³⁰ Vgl. ebd., S. 151ff.

eher mit dem Mündlichen assoziiert, wurden überdacht. Denn die Frühromantiker sahen sich einer Welt gegenüber, in der die Sprache suspekt geworden war; auf die Folgen des Buchdrucks in Form von Massenschrifttum reagierte man skeptisch. Generell muss allerdings von einer ambivalenten Haltung ausgegangen werden, die sich in der Sekundärliteratur spiegelt, etwa, wenn Cornelia Bohn meint, die Romantiker würden den neuen medialen Möglichkeiten insgesamt mit freudiger Affirmation begegnen.³¹ Zuvor heißt es bei ihr nämlich:

„Als Gefährdungsvisionen des ausgehenden 18. Jahrhunderts lassen sich festhalten: Schrift und Buchdruck gefährden die Unmittelbarkeit des Selbst- und Weltverhältnisses, das tugendhafte Miteinander, die stille und edle Selbstbildung, und sie zerstören die Einheit der Gesellschaft.“³²

Innerhalb der Romantik ist keine eindeutige oder stabile Position auszumachen. Weiter heißt es bei Bohn, dass die Romantik und die zunehmende Literalisierung der Gesellschaft an der Schwelle zum 19. Jahrhundert die Lektüreabwehr (in Form der Lesesuchtdebatte als Pathologisierung des Massenschrifttums) in eine Hoffnung des kritischen Zeitalters verwandelten. Im sich ankündigenden 19. Jahrhundert werde es endlich, so Schlegel emphatisch, Leser geben, die lesen können. Einsame Lektüre im Privaten, früher von der Öffentlich kritisch beäugt, wurde nun zu einer legitimen Form der intimen Aneignung von Kultur.³³

Neu war die Aufwertung des Lesens als ganz individuell-persönlicher Zugang zur Lektüre sowie die Aufwertung der LeserIn, welche die zeitgleich stattfindende Verschiebung von der antik geprägten Rhetorik zur übersetzerischen Hermeneutik illustriert: Vor dem auf gezielte Wirkung und Erziehung bedachten rhetorischen Text (der Aufklärung) erstarrte der Leser zur Passivität, während die neue Hermeneutik von einem Akt der jeweils individuell sinnstiftenden Koproduktion von Text, Lektüre und nun aktivem Leser ausging.³⁴

Interessanterweise lässt sich im Kontext solcher Überlegungen moderne Medienwirkungs- und Mediennutzungsforschung ins Treffen führen, wonach das ‚Lesen‘ als Grundfigur der Rezeption ebenfalls den Wandel von der lediglich

³¹ Vgl. Bohn 2006, S. 144ff.

³² Ebd., S. 144.

³³ Vgl. ebd., S. 149.

³⁴ Vgl. ebd., S. 151.

passiven Aufnahme bis hin zu einer – kognitionswissenschaftlich und konstruktivistisch gedacht – aktiven und hochproduktiven Tätigkeit durchmachte.³⁵

Mit der Aufwertung des Lesens, dem fundamentalen Wandel auf dem literarischen Markt war eine Debatte über ‚richtiges‘ Lesen verbunden, die vor allem Heranwachsende betraf – auch pädagogische Diskurse rückten nun ins Zentrum, welche sich insbesondere der Fiktionslektüre annahm. Der Buchmarkt wurde nicht mehr von theologischen Erbauungsschriften und juristischer oder medizinischer Fachliteratur geprägt (wie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts), sondern von unterhaltsamer, belletristischer Literatur. Brisant wurde die Furcht vor einer Emotionalisierung junger Leserinnen und Leser durch fiktionale und subjektive Literatur in der Nachfolge des *Werther*, vor einer unkritischen Distanzlosigkeit gegenüber der verführerischen Fiktion, vor psychischer und physischer Vereinnahmung durch distanzloses, mitfühlendes und ‚empfindsames‘ Lesen – die Schlagworte *Leselust-* oder *Lesesuchtdebatte* sind bekannt.³⁶ Im Sinn einer Warnung macht in E.T.A. Hoffmanns Märchen *Der goldene Topf* der Konrektor Paulmann seinen Kollegen aufmerksam:

"Ach, geehrtester Registrator", erwiderte der Konrektor Paulmann, "Sie haben immer solch einen Hang zu den Poeticis gehabt, und da verfällt man leicht in das Phantastische und Romanhafte."³⁷

Das Bewusstsein für etwaige Wirkungseffekte durch das Lesen war in romantischen Texten durchaus präsent. Ähnlich argumentiert auch Friedhelm Marx im Kontext literarischer Vorbilder innerhalb bestimmter Werke, dass diese Aufwertung des Lesens, der individuellen Lektüre sowie der Einbildungskraft und ihres Vermögens in Philosophie (im Zuge frühromantischer und idealistischer Subjektivierung der Erkenntnis), Psychologie und Poetik eine Sensibilisierung für jene Kräfte bewirkt habe, die durch Lektüre nicht nur freigesetzt werden konnte, sondern die man dieser

³⁵ Vgl. dazu etwa Marr, Mirko / Bonfadelli, Heinz: Mediennutzungsforschung. In: Bonfadelli, Heinz / Jarren, Otfried / Siegert, Gabriele (Hg.): Einführung in die Publizistikwissenschaft. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Bern/Stuttgart/Wien: 2010, S. 545-574 [im Folgenden abgekürzt mit Marr/Bonfadelli 2010].

³⁶ Vgl. Barth, Susanne: Mädchenlektüren. Lesediskurse im 18. und 19. Jahrhundert. Frankfurt/New York: Campus 2002, S. 78ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Barth 2002].

³⁷ Hoffmann, E.T.A.: Der goldene Topf. In: Hoffmanns Werke in drei Bänden. Erster Band. Erzählungen – Märchen. Ausgewählt und eingeleitet von Gerhard Schneider. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1986 (Bibliothek Deutscher Klassiker), S. 67 [im Folgenden abgekürzt mit: Hoffmann, *Der goldene Topf*].

fortan auch zutraute.³⁸ Helmut Schmiedt nennt in diesen Zusammenhang, wenn es um literarische Vorbilder geht, die innerhalb von Literatur intertextuell rezipiert werden und das Schicksal des Protagonisten beeinflussen, die Werke *Der Hofmeister* von Jakob Michael Reinhold Lenz, Goethes *Stella* (neben dem erwähnten *Werther*) oder auch Gotthold Ephraim Lessings *Emilia Galotti*, die allesamt dem Kontext Aufklärung-Empfindsamkeit-Sturm und Drang entstammen.³⁹ Im 18. Jahrhundert ist die breite *Don Quijote*-Rezeption, in der Pott den Gegensatz zwischen Aufklärung (der lesende Anti-Held als schwärmerischer Narr fällt schädlicher Lektüre zum Opfer) und Romantik abgebildet sieht, dafür bezeichnend.⁴⁰

Einbildungskraft, Imagination als mitproduzierende Tätigkeit und als individuelles Moment des eigenen Leseerlebnisses wurden zum schillernden Zentralbegriff der poetischen Praxis sowie der philosophischen Reflexion um 1800. Nicht zuletzt deshalb, weil in dem Begriff kognitive wie medientechnische Dimensionen vereinigt waren. Summarisch ließe sich festhalten, dass die Romantik eine Loslösung der Kategorie der Einbildungskraft aus den Fesseln von Vernunft und Verstand vollzog, welche die Aufklärung unter ihrer Galionsfigur Kant ihr angelegt hatte. Einbildungskraft hieß gleichzeitig auch die bewusste Abkehr vom mimetischen Duktus des Klassizismus.⁴¹ Die Neubesetzung von Imagination und Einbildungskraft hatte Konsequenzen auch außerhalb der Literatur: Der romantische Held des Eichendorffschen *Taugenichts*, der sich der ökonomischen Instrumentalisierung und Einbindung in eine bürgerliche Lebens- und Arbeitswelt verweigert und selbst mit seinem verträumten Glückseligkeit-ohne-Arbeit-Ethos bereits im 19. Jahrhundert erfolgreich werden konnte, verkörpert eine Tendenz, sich – auf die Geschichte des Literaturunterrichts übertragen – von den Fesseln der höheren Schule und ihrer

³⁸ Vgl. Marx, Friedhelm: Erlesene Helden. Don Sylvio, Werther, Wilhelm Meister und die Literatur. Heidelberg: C. Winter 1995 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 3, Band 139), S. 10ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Marx 1995].

³⁹ Vgl. Schmiedt, Helmut: Handlungsorientiertes Lesen. Sonderfälle der Intertextualität in der Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Boesken, Gesine / Schaffers, Uta (Hg.): Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bildung – Vermittlung. Festschrift für Erich Schön. Berlin: LIT 2013 (Leseforschung 3), S. 67f. [im Folgenden abgekürzt mit: Schmiedt 2013].

⁴⁰ Vgl. Pott 1995, S. 57.

⁴¹ Vgl. Siever 2012, S. 2. Rauch widmet ihre Publikation dem Begriff der Einbildungskraft und hält fest, dass in Kontrast zu antiken Konzepten oder auch zu Kant die Romantik eine autonome Einbildungskraft postuliere und diese zu einem poetologischen Prinzip erkläre, welches nun auch ungeordnete Formen des Erzählens ermögliche. Vgl. Rauch, Marja: Die Schule der Einbildungskraft. Zur Geschichte des Literaturunterrichts in der Romantik. Frankfurt: Peter Lang 2011 (Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts 66), S. 56 [im Folgenden abgekürzt mit: Rauch 2011].

Methodik, generell von durch außen herangetragenen Ansprüchen an das eigene Selbst zu lösen.⁴²

Der Erfolg der Novelle hänge demnach damit zusammen, dass eine neue Form des Lesens propagiert worden sei, die auf Gemüt, Stimmung und aktiver Imagination beruht habe – Kategorien, die bislang im Unterricht bis ins 19. Jahrhundert irrelevant waren, zu dieser Zeit aber in den Mittelpunkt rückten. Diese neue Ausrichtung führte zu einer Veränderung in der Literaturrezeption: Lesen erschien als aktive, mitproduzierende, emotionale Tätigkeit.⁴³

Mit der Aufwertung des Lesens und dessen subjektiver Kraft ging einher, dass auch Schriftlichkeit mit schöpferischer Energie aufgeladen wurde. Die romantischen Konzepte der Schrift hatten allerdings keine einheitliche Kontur – hierin zeigt sich erneut der ambivalente und vielstimmige Wesenszug der Romantik. Romantische Poesie und Schriftlichkeit standen immer wieder in engem Zusammenhang mit Welterschöpfung. Entsprechend einer solchen Schöpfungskraft konnte ein falsch geschriebenes Wort die Welt zerstören. Nur in diesem Zusammenhang sind Anselmus' Akribie und Lindhorsts Strenge verständlich und plausibel, wenn es um das Abschreiben der alten Dokumente in Hoffmanns Märchen *Der goldene Topf* geht.⁴⁴ Kremer skizziert das romantische Programm:

„[...] die literarische Schrift der Romantik als imaginatives Medium, das kraft einer ästhetischen Magie neue phantastische Welten erschafft. Der Schrift, [in weiterer Folge aber auch dem Lesen, Anm. d. Verf.] kommt dabei [...] neben der welterschöpfenden vor allem auch eine erotische Qualität zu.“⁴⁵

1.2. Unverständlichkeit als Modus richtiger Lektüre

Den Autoren der Romantik galt die Welt als aufgeschlagenes Buch, die umgebende Natur als göttliche, aber entzifferbare Chifferschrift. Dieser sehnsuchtsvolle Rekurs auf ein ursprüngliches Zeitalter der zeichentheoretischen Ähnlichkeit, auf unmittelbare Signifikation ist für Brüggemann das Reversbild der erlebten Bedeutungsleere einer toten und mechanisch regierten Gegenwart⁴⁶.

⁴² Vgl. Rauch 2011, S. 19.

⁴³ Vgl. ebd.

⁴⁴ Vgl. Kremer 2007, S. 69ff.

⁴⁵ Ebd., S. 71.

⁴⁶ Vgl. Brüggemann 2009, S. 292ff.

Entscheidendes Merkmal dieser umfassenden Umstrukturierung der Wahrnehmung, auch vor dem Hintergrund zahlreicher technologischer Neuerungen, war eine programmatische Überschreitung der Mediengrenzen – nichts anderes als ‚grenzüberschreitend‘ meint schließlich auch der Aspekt der Universalität und Transzendentalität bei Schlegels prägnanter Definition von romantischer Poesie als ‚progressiver Universalpoesie‘⁴⁷ in seinen *Athenäums-Fragmenten* [116], womit ein Kerngedanke der Romantischen Literatur berührt ist: Neben der Amalgamierung einzelner Textsorten, unterschiedlicher Ausdrucksmodi und Künste sollten die Grenzen zwischen Literatur und Leben aufgehoben werden, Lesen und Leben sollte in eins zusammenfallen. Novalis spricht in diesem Zusammenhang von einer qualitativen Potenzierung. Poesie ist Subjekt und Objekt zugleich, Darstellendes und Dargestelltes. Signifikation ist nicht mehr unmittelbar, sondern schlicht obsolet.⁴⁸

Die angesprochene Überschreitung von Mediengrenzen, die Transgressivität der Epoche, stand anfangs im Widerspruch zum pejorativ gebrauchten, verkürzten Adjektiv, welches der Epoche den Namen gab. Die Identifikation von ‚romantisch‘ mit ‚romanhaft‘ im Sinn einer unwahrscheinlichen, phantastischen und hyperbolischen Erzählhaltung wurde von der Poetik bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts aufrechterhalten; erst mit der Etablierung des Romans als eigenständiger Gattung musste diese Position aufgegeben werden. Schlegel baute schließlich das Romantische zu einer Reflexionsfigur aus, die in einer Art universalem Beziehungssinn alle möglichen Lebensbereiche aufeinander bezog und auf eine regelrechte Ästhetisierung der Welt gerichtet war: eine letzte, endgültige Bestimmung sei unmöglich, und es sei und wäre immer auch anders möglich.⁴⁹ Bohn formuliert:

„Mit der Feier der Unverständlichkeit und der beabsichtigten Mehrfachlektüre in zeitlich und räumlich unterschiedlichen Kontexten setzt sich die Ästhetik der Romantik diachron von traditionellen Dichtungslehren [...] ab, synchron profiliert sie sich gegen die neu ausdifferenzierten Massenmedien, die auf schnelle Verständlichkeit und auf Einmallektüre setzen.“⁵⁰

⁴⁷ Schlegel, *Athenäums-Fragmente*, S. 204.

⁴⁸ Vgl. Bunzel 2010, S. 8 sowie Neumann, Gerhard / Oesterle, Günter: *Bild und Schrift in der Romantik*. Würzburg: Königshausen und Neumann 1999 (Stiftung für Romantikforschung 6) S. 9f. [im Folgenden abgekürzt mit: Neumann/Oesterle 1999] sowie Kaiser, Gerhard: *Literarische Romantik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG 2010, S. 24ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Kaiser 2010].

⁴⁹ Vgl. Kremer 2007, S. 40ff.

⁵⁰ Bohn 2006, S. 153.

Einer frühromantischen Emphase auf Fortschritt und Akzeleration setzten romantische Texte, wie Bohn im obigem Zitat andeutet, Momente der Langsamkeit und hermetischen Poetik entgegen – nicht zuletzt irritiert und verstört aufgrund der umgreifenden Erfahrung von Veränderung im Fahrwasser von Revolution und Krieg.⁵¹ Interessanterweise konstatiert Matthias Bickenbach, dass beginnend im 18. Jahrhundert, bei aller Heterogenität und Vielfalt von Lektüretechniken, Leseformen und daran anlegbaren Funktions- und Wertzuschreibungen, das Paradigma des Lesetempos mit seiner Unterscheidung von ‚schnell‘ und ‚langsam‘ ganz zentral wurde.⁵² So waren insbesondere Schlegels und Novalis‘ Entwürfe des Lesers einer romantischen, ‚unverständlichen‘ Literatur auf Langsamkeit und Wiederholung angelegt. Als Reaktion auf den zeitgleich sich verändernden Buchmarkt (nach Angabe der Buchmesskataloge waren es in Deutschland im Jahr 1740 lediglich 755 neue Titel, im Jahr 1800 dagegen 2569⁵³) sowie auf die Extensivierung und Beschleunigung der literarischen Situation um 1800 – Kremer spricht von einer immensen ‚Verdichtung der Kommunikation‘ –, war dieser romantische Autonomieanspruch auf eine komplizierte, hermetische Textgestalt ein Bollwerk gegen den neuen ökonomischen Zeitgeist, gegen die Ausweitung und Zunahme profan-belletristischer Schriften.⁵⁴ Zur gleichen Zeit hatte sich das Lese-Publikum, letztlich wie wir es heute kennen, gebildet. Gerhard Plumpe und Ingo Stöckmann formulieren:

„Die Entstehung des modernen Publikums im ausgehenden 18. Jahrhundert ist ein an vielfältige sozial- und mentalitätsgeschichtliche Transformationen gebundenes Ereignis gewesen [...].“⁵⁵

⁵¹ Vgl. Kremer 2007, S. 1ff.

⁵² Vgl. Bickenbach, Matthias: Von den Möglichkeiten einer >inneren< Geschichte des Lesens. Tübingen: Max Niemeyer 1999 (Communicatio. Studien zur europäischen Literatur- und Kulturgeschichte 20), S. 12 [im Folgenden abgekürzt mit: Bickenbach 1999].

⁵³ Bei Berücksichtigung der nicht in den Messkatalogen enthaltenen, aber etwa in Buchhändlerzeitschriften annoncierten Titel, sind es in den Jahren 1780-1782 allerdings 15000 Titel, wobei lediglich ‚offizielle‘ Titel gezählt werden. Die Belletristik machte davon einen geringen Teil aus: von 28 Erstausgaben im Jahr 1750 stieg die Zahl neu erschienener Romane im Jahr 1800 auf 375. Vgl. Schön, Erich: Lesestoffe, Leseorte, Leserschichten. In: Glaser, Horst Albert / Vajda, György M. (Hg.): Die Wende von der Aufklärung zur Romantik 1760-1820. Epoche im Überblick. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins 2001, S. 90 [im Folgenden abgekürzt mit: Schön 2001].

⁵⁴ Vgl. Kremer 2007, S. 1ff. bzw. zur Verdichtung der Kommunikation insbesondere 36ff. Bracht führt als Zäsur das Jahr 1764 an, in dem – anstatt des bisher üblichen bogenweisen Tausches von Texten auf Buchmessen – die Abwicklung von Handelsgeschäften durch Bargeld erstmals von Philipp Erasmus Reich gefordert und eingeführt wurde. Vgl. Bracht 1987, S. 442.

⁵⁵ Plumpe, Gerhard / Stöckmann, Ingo: Autor und Publikum – Zum Verhältnis von Autoren und Lesern in medienspezifischer Perspektive. In: Handbuch Lesen. Im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz hg. v. Franzmann, Bodo / Hasemann, Klaus u.a. München: K.G. Saur 1999, S. 314 [im Folgenden abgekürzt mit: Plumpe/Stöckmann 1999].

Zuvor war diese vergleichsweise Explosion des Buchmarktes schon allein deshalb nicht möglich, weil sich der Handel mit Büchern allenfalls auf Formen des Tauschhandels weniger Verleger im Rahmen großer Messen, vor allem in Leipzig und Frankfurt, beschränkte.⁵⁶ Diese intendierte Kontraststellung und nahezu trotzige Abwehr wird zusätzlich deutlich, wenn Rudolf Schenda in seiner umfassenden Sozialgeschichte populärer Lesestoffe *Volk ohne Buch* ausladend die populäre (massenhaft gelesene) Literatur des 19. Jahrhunderts diskutiert, ohne dabei auch nur einen Autor des romantischen Kanons oder gar eine Novelle oder Erzählung der Romantik erwähnt zu haben.⁵⁷ Schlegel dazu lapidar in seinem *Gespräch über die Poesie*:

Es ist unmöglich, in diesem Zeitalter der Bücher nicht auch viele, sehr viele schlechte Bücher durchblättern, ja sogar lesen zu müssen.⁵⁸

Das Schlagwort von der Kontingenz wurde so auch in der Lektüreauswahl virulent. Angesichts der neuen Menge von Literatur (deren Qualität nicht im selben Maß stieg, vielmehr war das Gegenteil der Fall) konnte man erstmals überhaupt, und musste man zwangsläufig aus dem Angebot auswählen. Arthur Schopenhauer reiht sich in gewohnt pessimistischer Manier nahtlos ein, wenn er meint:

Es ist in der Literatur nicht anders als im Leben: wohin man sich wende, trifft man sogleich auf den inkorrigiblen Pöbel der Menschheit, welcher überall legionenweise vorhanden ist, alles erfüllt und alles beschmutzt wie die Fliegen im Sommer. Daher die Unzahl schlechter Bücher, dieses wuchernde Unkraut der Literatur, welches dem Weizen die Nahrung entzieht und ihn erstickt. [...] Neun Zehntel unsrer ganzen jetzigen Literatur hat keinen anderen Zweck, als dem Publikum einige Taler aus der Tasche zu spielen: dazu haben sich Autor, Verleger und Rezensent fest verschworen.⁵⁹

Jost Schneider konstatiert dazu den wenig bewussten Umstand, dass – allerdings in Kontrast zu den neuen literarischen Verhältnissen, die Schlegel und Schopenhauer

⁵⁶ Vgl. Schneider, Jost: Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland. Berlin: De Gruyter 2004, S. 53 [im Folgenden abgekürzt mit: Schneider 2004].

⁵⁷ Vgl. Schenda 1977, S. 271ff.

⁵⁸ Schlegel, Friedrich: Werke in zwei Bänden. Zweiter Band. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen Deutschen Literatur in Weimar, ausgewählt und eingeleitet von Wolfgang Hecht. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1980 (Bibliothek Deutscher Klassiker), S. 175 [im Folgenden, wenn aus dem *Gespräch über die Poesie* zitiert wird, abgekürzt mit: Schlegel, *Gespräch über die Poesie*].

⁵⁹ Schopenhauer, Arthur: Über Lesen und Bücher. In: Schopenhauer, Arthur: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften II. Stuttgart/Frankfurt: Cotta-Insel 1965 (Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke, Band 5), S. 654 [im Folgenden abgekürzt mit: Schopenhauer, *Über Lesen und Bücher*].

beklagen – ein eifriger Literaturenthusiast noch bis ins späte 18. Jahrhundert hinein angesichts der limitierten Auflagen und Neudrucke durchaus den Überblick über die gesamte Produktion des deutschen Buchmarktes behalten hätte können; ein Umstand, der heutzutage unmöglich wäre.⁶⁰ Neue Aspekte wie Selektion und Kontingenz von Lektüre mussten sich infolge der Expansion des Buchmarktes zwangsläufig einstellen. Auch der Stellenwert der Schriftsteller-Profession lässt sich daraus ableiten: In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war ein Heer von (auch dilettantischen) Schriftstellern tätig, um den neuen breiten Markt mit populären und unterhaltenden Büchern für alle Schichten zu bedienen – schon Schopenhauer erkannte, dass Quantität allzu oft über Qualität gestellt wurde. Es wurde dadurch jedoch dem Umstand Sorge getragen, dass erstmals ein nicht gelehrtes, bürgerliches Lese-Publikum entstand, welches ebenso bedient werden wollte. Besonders bei Gelehrten und Buchhändlern war diese Tendenz zum Platten und Trivialen oftmals Anlass für Kritik⁶¹, passend dazu weiter Schopenhauer in seiner Tirade:

Was aber kann elender sein als das Schicksal eines solchen belletristischen Publikums, welches sich verpflichtet hält, allezeit das neueste Geschreibe höchst gewöhnlicher Köpfe, die bloß des Geldes wegen schreiben, daher eben auch stets zahlreich vorhanden sind, zu lesen [...]. Daher ist in Hinsicht auf unsre Lektüre die Kunst, *nicht* zu lesen, höchst wichtig.⁶²

In Clemens Brentanos *Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl* aus dem Jahr 1817 heißt es sinnierend:

Es ist wunderbar, dass ein Deutscher immer sich ein wenig schämt, zu sagen: er sey ein Schriftsteller. [...] Doch diese nicht deutsche Sitte ist es nicht allein, welche das Wort Schriftsteller so schwer auf der Zunge macht, wenn man am Thore um seinen Charakter gefragt wird, sondern eine gewisse innere Scham hält uns zurück, ein Gefühl, welches Jeden befällt, der mit freien und geistigen Gütern, mit unmittelbaren Geschenken des Himmels Handel treibt.⁶³

Schopenhauer macht den Aspekt der wertvollen Selektion deutlich, wenn er meint, Bücher *nicht* zu lesen sei das Gebot der Stunde – angesichts der enormen Mengen

⁶⁰ Vgl. Schneider 2004, S. 54.

⁶¹ Vgl. Raabe, Paul: Bücherlust und Lesefreuden. Beiträge zur Geschichte des Buchwesens im 18. Und frühen 19. Jahrhundert. Stuttgart: Metzler 1984, S. 59 [im Folgenden abgekürzt mit: Raabe 1984] sowie Schön 1987, S. 25.

⁶² Schopenhauer, *Über Lesen und Bücher*, S. 655.

⁶³ Brentano, Clemens: *Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl*. In: Ders.: Erzählungen. Text, Lesarten und Erläuterungen. Hg. v. Gerhard Kluge. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: W. Kohlhammer 1987 (Clemens Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe*, Historisch-Kritische Ausgabe, Band 19), S. 410 [im Folgenden abgekürzt mit: Brentano, *Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl*].

neuer Literatur müsse man das Lesenswerte herausfiltern. Brentano illustriert, dass selbst in der Bevölkerung angesichts der Zunahme qualitativ minderer Schriften das Image des Schriftstellers dementsprechend Schaden genommen habe. Hartwig Schultz ortet in dieser Diagnose von Brentano eine kritische Haltung gegenüber weltlicher Dichtkunst sowie persönliche Selbstzweifel: aufgrund einer Erbschaft war Brentano finanziell zusätzlich unabhängig, auf Geldeinnahmen seitens des literarischen Marktes (den der dementsprechend nicht bediente) war er nicht angewiesen.⁶⁴

Bei aller prinzipiellen Verfügbarkeit von neuer Literatur war die Kostenfrage, wollte man sie auch besitzen, eine stets aktuelle. Alberto Manguel erzählt in seiner *Geschichte des Lesens*, dass man für das Europa des 17. und 18. Jahrhunderts noch davon ausgehen müsse, dass Bücher vorrangig in öffentlichen Bibliotheken oder Studierzimmern gelesen wurden, da sie meist nur (aufgrund der Kosten, aber auch aufgrund des anfangs noch unhandlichen Formats) dort verfügbar waren. Erst im 19. Jahrhundert boten die Verlage zunehmend Bücher an, die man bequem bei sich tragen oder unterwegs auf Reisen lesen konnte – mit dem wachsenden Eisenbahnnetz entwickelte sich in der gehobenen Bourgeoisie eine Lust nach langen Reisen, die man mit Lektüre sinnvoll verbringen konnte.⁶⁵ Interessant erscheint zum einen die augenfällige Wechselwirkung zwischen technischen und kulturellen Veränderungen (Korrelation zwischen Eisenbahnnetz und Lesegewohnheiten) sowie die scheinbar originäre Verbindung zwischen dem Akt des Lesens und der Bewegung. Nicht nur im Zug galt Lesen somit als Bewegung des Geistes.

In einem Duktus der Abwehr schneller, seichter Lektüre und als Reaktion auf eine Expansion der Lesestoffe machte man eine konzentrierte, statarische Lektüre⁶⁶ zur Voraussetzung der erfolgreichen Entzifferung solcher romantischen Texte. Gegen den Massenkonsum forcierte diese romantische Poetik das Vorbild des sakralen Textes, der zwangsläufig einer Übersetzung bedurfte. Die belanglose

⁶⁴ Vgl. Schultz, Hartwig: Clemens Brentano. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 147f. [im Folgenden abgekürzt mit: Schultz 2010].

⁶⁵ Vgl. Manguel, Alberto: Eine Geschichte des Lesens. Hamburg: Reinbek 2000, S. 168f. [im Folgenden abgekürzt mit: Manguel 2000].

⁶⁶ Unter statarischer Lektüre wird hier – in Anlehnung an Johann Matthias Gesner – im Gegensatz zur kursorischen jene verstanden, die aufgrund der Komplexität und Unzugänglichkeit des Textes ausführlicher Erklärung und Reflexion bedarf und dementsprechend immer wieder unterbrochen ist. Vgl. Wilpert, Gero von: Sachwörterbuch der Literatur. 8., verbesserte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Alfred Kröner 2001, S. 781 [im Folgenden abgekürzt mit: Wilpert 2001] sowie Bickenbach 1999, S. 29 und Kremer 2007, S. 3f.

Unterhaltungsliteratur nahm in dem Maß zu, wie sich die avancierte, später kanonisierte Literatur den Lesern verschloss.⁶⁷

Vor dem von Schenda aufgeworfenen Hintergrund, dass sich mit der fortschreitenden Vergrößerung des gesamten Literaturbetriebs und der Schriftstellergruppe nicht nur die Literaturproduktion an sich extensivierte, sondern sich reziprok die Chancen auf Erfolg und Sozialprestige des einzelnen Autors minderten, mag die hermetische Literatur der Romantik als Trotz anmuten. Hierin zeigt sich das Ideal vom autonomen, weil sich selbst genügenden Kunstwerk, welches weder auf breite Wirkung bedacht noch auf möglichst große Leserschaft kalkuliert zu sein schien.⁶⁸ Von Schlegels Hoffnung auf neue Leser, die dem ökonomischen Zeitgeist ausschließlich flüchtiger Lektüre trotzen, war zuvor die Rede; in seinen *Athenäums-Fragmenten* [275] formuliert er:

Sie jammern immer, die deutschen Autoren schrieben nur für einen so kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst untereinander. Das ist recht gut. Dadurch wird die deutsche Literatur immer mehr Geist und Charakter bekommen. Und unterdessen kann vielleicht ein Publikum entstehen.⁶⁹

Für die erwähnten deutschen Autoren wäre ‚des romantischen Programms‘ zu ergänzen. Deutlich wird eine Sakralisierung und Nobilitierung von Literatur im romantischen Begriff eines ‚absoluten Buches‘ als utopisches Ideal und universaler Kristallisationspunkt aller romantischen Literatur. Bei aller intendierter Heterogenität der romantischen Literatur lässt sich in diesem Zusammenhang – insbesondere in Opposition zu klassizistischen Einheits- und Ordnungsvorstellungen – unter formal-ästhetischer Perspektive eine Einheit über eine ganz charakteristische Poetik der Imagination, der Einbildungskraft mit einer stets allegorischen, verrätselten und autoreflexiven Komponente konstruieren.⁷⁰

Beispielhaft steht dafür Schlegel mit seinem Essay *Über die Unverständlichkeit*, in dem er eine zwangsläufig wiederholte, niemals stillstehende Lektüre beschwört. Diese Offenheit des Lesens im Kontrast zu einer einmalig-abgeschlossenen Lektüre

⁶⁷ Vgl. Kremer 2007, S. 3ff. sowie 32ff. und Safranski 2011, S. 48ff.

⁶⁸ Vgl. Schenda 1977, S. 143. In weiterer Folge relativiert Schenda, dass trotz Massenschrifttums und Ausweitung des Literaturmarktes der größte Teil populärer Lesestoffe immer noch lediglich von ein paar wenigen Autoren aus adeligem, geistlichem oder pädagogischem Stand verfasst worden sei. Vgl. Schenda 1977, S. 152.

⁶⁹ Schlegel, *Athenäums-Fragmente*, S. 226.

⁷⁰ Auch Kaiser betont, dass die romantische Literatur permanent sich selbst reflektiert und sich zum Thema ihrer Darstellungen macht. Vgl. Kaiser 2010, S. 13 sowie Kremer 2007, S. 1ff. und Safranski 2011, S. 48ff sowie dazu Lennartz 2010, S. 123.

verweist abermals auf das Moment der Kontingenz. Schlegels Beschreibung des irreduziblen, einen definitiven Sinn verweigernden und gleichzeitig mit unendlichen Sinnpotentialen spielenden Kunstwerk wird zum Ausgriff auf eine Moderne, die sich ihrer eigenen Kontingenz und Konstruiertheit bewusst ist und dies stetig reflektiert. Zugleich, in Anlehnung an die zuvor aufgerufene Opposition zwischen avancierter, wenig erfolgreicher und dagegen vielgelesener belangloser Unterhaltungsliteratur, reflektierte Schlegels Kategorie der Unverständlichkeit ein für die Moderne charakteristisches Auseinanderbrechen von ‚hoher‘ und ‚niederer‘ Literatur: ‚hohe‘ Literatur hieß dabei voraussetzungsreich und semiotisch komplex, die ‚niedere‘ Literatur dagegen umfasste die leicht verständliche, redundante und auf Schnelllesen zielende Unterhaltungsliteratur.⁷¹

„Die theoretischen Voraussetzungen einer Selbstreferenzialisierung der romantischen Literatur liegen in der Autonomieästhetik des ausgehenden 18. Jahrhunderts.“⁷²

Im Unterschied zur wissenschaftlichen Zweckbestimmtheit (von Sachliteratur etwa) und moralischen Funktionalisierung religiöser Literatur definierte sich avancierte Literatur, so Kremer, über das programmatische Postulat ästhetischer Autonomie. Das vorgegebene Sprachsystem wurde dabei in – potentiell unendlich mehrdeutige – poetische Schrift verwandelt und dieser Vorgang literarischer Metamorphose fortwährend reflektiert und mitthematisiert. Grund dafür war auch, sich hinsichtlich der ästhetisch-literarischen Form vom aufkommenden Journalismus hinreichend unterscheiden zu können.⁷³

„Die Autonomisierung [und völlige Zweckbefreiung] des romantischen Textes regelt sich neben der expliziten Selbstreflexivität zum anderen über eine weitreichende allegorische Durchformung und Verrätselung der Schrift, die eine semiotische Komplexität, bisweilen Hermetik erreicht und entsprechend so hohe Anforderungen auch an die Lektüre stellt, dass gleichzeitig ein Modell der Wiederholungslektüre formuliert wird.“⁷⁴

Goethes scharfe und zynische Gegenüberstellung von klassischem Symbol und romantischer Allegorie betont den Charakter allegorischer Verrätselung und selbstreflexiver Verdoppelung romantischer Texte.⁷⁵

⁷¹ Vgl. Kremer 2007, S. 1ff.

⁷² Ebd., S. 89.

⁷³ Vgl. ebd., S. 89ff.

⁷⁴ Ebd., S. 89.

⁷⁵ Vgl. Kremer 2007, S. 44.

Vor allem diese potentielle Deutungsvielfalt wird den Protagonisten romantischer Texte immer wieder zum Verhängnis, wenn es um das Verstehen rätselhafter, hieroglyphischer Botschaften geht.⁷⁶ Kremer formuliert: „Im Bild einer schwebenden Reflexion verpflichtet er [Schlegel] umgekehrt romantische Poesie auf die Paradoxie einer unabschließbaren Universalität.“⁷⁷ Einer definitiven Bedeutung wird bei Schlegel eine Absage erteilt. In ähnlichem Zusammenhang betont auch Frank, dass solche Ungewissheitsmomente die Texte der Romantiker auszeichneten, eine Eindeutigkeit gebe es nicht – weder für den interpretierenden Leser, noch für die Protagonisten.⁷⁸ Im Mysterientempel der Schriftlichkeit, welchen die Literaten um 1800 immer wieder beschworen, sei Entschleierung das zentrale Ritual, Entschlüsselung und richtig verstehendes Lesen seien eine stete Herausforderung. Die Hieroglyphe wird für Steiner zur transzendentalen Schrift schlechthin, als in ihr Bildlichkeit und Schriftlichkeit zusammenfallen. In ihr zeige sich die Konvergenz der beiden Erkenntnisquellen ‚Anschauung‘ und ‚Begriff‘.⁷⁹

Diese Autonomisierung der Literatur um 1800 kann als Gegenbewegung zur klassizistischen Regelpoetik verstanden werden. Vor diesem Hintergrund einer neuen romantischen Genieästhetik, welche eine bloße Nachahmung rhetorischer Idealmuster sowie eine moralisch-erzieherische Didaktisierbarkeit (wie sie insbesondere die Religion forciert hatte) zurückdrängte, rückten die Literatur und ihre Poetizität selbst in den Fokus und es vollzogen sich die Entstehung von Institutionen wie der universitären Germanistik und erste Ausprägungen einer Literatur und Lesedidaktik, die neben profundem rhetorischem Textverständnis auch Momente von Selbsttätigkeit und Individualität forcierten. Mit der Romantik habe sich, so Marja Rauch, die Literaturdidaktik als Reflexionswissenschaft konstituiert.⁸⁰

Rauch, die hinsichtlich einer Literaturdidaktik vor allem den Zusammenhang eines neu entstehenden Literatur- und Leseunterrichts innerhalb der Romantik zu verorten sucht, unterstützt dieses Diktum einer hermetischen Unzulänglichkeit romantischer Literatur: Unter Kanonisierungsaspekten, so heißt es bei ihr, sei der traditionellen und sozial konventionalisierten und etablierten Literatur der Aufklärung (vor allem auch der Weimarer Klassik) früh und konstant eine große Bedeutung zugekommen.

⁷⁶ Vgl. Kaiser 2010, S. 27.

⁷⁷ Kremer 2007, S. 92.

⁷⁸ Vgl. Frank 1997, S. 18.

⁷⁹ Vgl. Steiner 1994, S. 12f.

⁸⁰ Vgl. Rauch 2011, S. 19ff.

Andere zeitgenössische literarische Strömungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, speziell die unzugänglich anmutende, aber eben auch ganz bewusst unzugänglich sich gebende Literatur der Romantik, spielten dagegen im schulischen Kanonisierungsprozess sowie im Unterricht kaum eine Rolle. Neben dem literarischen Selbstverständnis der Romantik als Ursache dafür, war auch die kritische Haltung der Literaturpädagogik gegenüber dem Roman als dubioser Gattung von Bedeutung, der von der Romantik präferiert wurde.⁸¹

⁸¹ Vgl. Rauch 2011, S. 16ff.

2. Von einer Geschichte des Lesens

Wenn unter den Vorzeichen einer sich stetig ausdifferenzierenden Kommunikations- und Mediengesellschaft in der ZEIT eine Autorin und zwei Verleger darüber diskutieren, wie wir in Zukunft lesen wollen, was wir dabei lesen wollen, oder ob nicht überhaupt das lineare Lesen analoger Bücher zugunsten selektiven Überfliegens digitaler Displays völlig aussterben werde⁸², so werden die Vielfalt des Lesens und die ungebrochene Aktualität eines solchen Themas deutlich. Nicht nur das Lesen selbst, der individuelle Rezeptionsvorgang in Form einer ganz persönlichen Konstruktion einer jeweiligen Lese-Wirklichkeit ist vielfältig, auch das Spektrum an Disziplinen ist es, die ihre Erkenntnisinteressen an das vielgestaltige Feld des Lesens anlegen, je nach Blick auf die LeserIn als MedienrezipientIn, ihre Lektürestoffe, Lektüremotive, ihren erwarteten Lektürenutzen oder auf den kognitiven Vorgang beim Lesen selbst. Auch Wuthenow fragt sich in seiner Publikation, wer denn lese, was gelesen werde, und vor allem warum:

„Der eine aus Zufall, der andere aus Neugierde, der dritte, zerstreut, aus bloßer Langeweile [...]. Manche lesen, um vor der Wirklichkeit zu flüchten, andere lesen aus geistiger Anspannung und Anteilnahme, aus Bildung oder um denken zu lernen. [...] Manch einer liest auch aus bloßem Genießen-Wollen, doch auch daraus kann schließlich Kenntnis seiner selbst und der Welt hervorgehen. Ja, die Bücher treten eines Tages [...] an die Stelle des Lebens.“⁸³

Die Lektürewesen, Arten zu lesen und möglichen Motive der Lektüre sind unzählig. Auch Chartier konstatiert, dass Lektüre immer in Gesten, Räumen und Gebräuchen kontextualisiert wurde, wobei stets Lesergemeinschaften und Lesetraditionen zu unterscheiden seien. Eine historische Betrachtung des Lesens muss zwangsläufig zahlreiche Differenzierungen erhalten: zum einen bei der graduellen Abstufung der Fähigkeit des Lesens, zum anderen bei Lektürenormen, die für Lesegemeinschaften ganz bestimmte sozialisierte Verwendungsformen des Buches, spezifische Lesearten oder Interpretationsabläufe definieren. Ebenso muss man innerhalb der Erwartungen und Interessen definieren, die an die Praktik des Lesens herangetragen werden.⁸⁴

Hans-Martin Gauger verfährt eher apodiktisch, wenn er meint, man müsse insgesamt schlicht sechs Kulturen in der Geschichte des Lesens unterscheiden. Für die erste,

⁸² Vgl. Zeh, Juli / Krüger, Michael / Malchow, Helge (2012): Digitale Revolution: Wie wollen wir lesen. In: DIE ZEIT, Nr. 47/2012, S. 1ff. Online unter: <http://www.zeit.de/2012/47/Buecher-Internet-Literatur-Verleger> [zuletzt aufgerufen am 13.05.2017, im Folgenden abgekürzt mit: Zeh/Krüger/Malchow 2012].

⁸³ Wuthenow 1980, S. 15.

⁸⁴ Vgl. Chartier 1990, S. 8.

vorhellenistische Phase bis 400 v. Chr. konstatiert Gauger die Schrift- und Leseskepsis des klassischen Griechentums, wonach bei Homers Epen noch der mündliche Vortrag dominiert habe. In der römischen Lesekultur hätte das individuelle Lesen zugenommen, doch sei das laut artikulierte Vorlesen dort am häufigsten gewesen. Lesen fällt auf diese Weise stark mit dem Aspekt des Vortragens in der Öffentlichkeit zusammen. Die dritte Phase der frühmittelalterlichen Lesekultur zwischen 800 und 1150 ist durch vorwiegend theologisches Lesen von Mönchen in Klöstern gekennzeichnet – ein Moment (Lesen als Erbauung), welches lange die Geschichte des Lesens begleiten wird; man müsse zudem von einer Reduktion sowohl der Lesenden als auch des Lesestoffs auf das klerikale Milieu ausgehen. Nach der vierten Lesekultur des Hochmittelalters bis 1300, in der sich neben dem gelehrten Lesen ein neues, ungelehrtes etabliert, setzt Gauger die frühneuzeitliche Lesekultur an, in deren Zeit die Erfindung des Buchdrucks fällt. Als sechste, und für diese Arbeit entscheidende Leseperiode postuliert Gauger die moderne Lesekultur ab dem 18. Jahrhundert, in der erstmals ein wirkliches Lesepublikum entstand.⁸⁵

Zugleich ist in solchen Betrachtungen das Lesen auf die Bedeutung ‚Lesen von Literatur‘ eingeengt – von der ungeheuren Bandbreite dessen, was alles ‚gelesen‘ werden kann, seien nur der Sternenhimmel (Orientierung in Raum und Zeit) oder eigene Körpersymptomatik (evolutionsgeschichtlich für das Überleben relevant) genannt, zwei Aspekte, die (was mythologische Erklärungen betrifft) in engem Zusammenhang mit den Anfängen des Lesens stehen.⁸⁶ Dass das Postulat oder vielmehr der Wunsch nach Lesbarkeit von Welt ganz allgemein seit jeher der Inbegriff des Sinnverlangens an die Realität seien, beziehungsweise die Menschen immer schon von der Idee begleitet seien, die Welt erweise sich grundsätzlich der eigenen Erfahrbarkeit als zugänglich, könne also *gelesen* werden, darauf macht insbesondere Hans Blumenberg aufmerksam. Mit der Vorstellung einer lesbaren Welt, deren Sinn und Bedeutung entschlüsselt werden kann, tröste sich der moderne

⁸⁵ Vgl. Gauger, Hans-Martin: Die sechs Kulturen in der Geschichte des Lesens. In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England und Frankreich. Tübingen: Narr 1994, S. 28ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Gauger 1994]. Dass solche trennscharfen Zäsuren mit vermeintlich eindeutigem Profil problematisch sind, liegt auf der Hand. Ein modernes Lesen ortet Füller im Spätmittelalter, wo er ein Lesen für sich allein, meist schon im Stillen, sich durchsetzen sieht. Vgl. Füller, Klaus: Lesen in Geschichte und Gegenwart. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren 1997, S. 3 [im Folgenden abgekürzt mit: Füller 1997].

⁸⁶ Vgl. Griep, Hans-Joachim: Geschichte des Lesens. Von den Anfängen bis Gutenberg. Darmstadt: WBG 2005, S. 11 [im Folgenden abgekürzt mit: Griep 2005].

Mensch über eine zunehmende Zersplitterung der Erfahrung und eine fortwährend komplexer werdende Wirklichkeit hinweg. Für Friedmar Apel liegt der Ursprung der Metapher von der Lesbarkeit der Welt dementsprechend in einem unbefriedigten Sinnverlangen, trage demnach kompensatorische Züge.⁸⁷

Lesen als universal anthropologische Kulturtechnik, als (in einem umfassenden Verständnis) Grundbedingung für die Erfahrbarkeit von Welt, ist zu unterschiedlichen Zeichen mit unterschiedlichen Vorstellungen, Ansprüchen und Erwartungen aufgeladen worden. Die enorme Variabilität des Lesevorgangs manifestiert sich einerseits (synchron) in der Vielfalt seiner kulturellen Erscheinungsweisen, andererseits (diachron) in deren historischem Wandel⁸⁸ – gleichwohl die Frage nach dem *Wie* des Lesens kaum beantwortet werden kann. Lesen als komplexe Wahrnehmungs- und Verarbeitungsleistung von Augen und Gehirn bleibt zwangsläufig unsichtbar, muss selbst ‚gelesen‘ werden. Bickenbach verweist auf die Problematik des Untersuchungsgegenstandes im Allgemeinen, denn jeder Leser bleibe eine *black box*, welche nur durch annähernde Typologisierung aufgeheilt und auf Basis von Statistiken, Quellen oder anderen Belegen letztlich vage interpretiert werden könne.⁸⁹

In eine ähnliche Kerbe schlägt Manguel in seiner *Geschichte des Lesens*, wenn er bemerkt, dass es nicht *die eine* Geschichte des Lesens gibt, sondern vielmehr die Geschichte des Lesens die eines jeden Lesers sei.⁹⁰ Passend dazu verweist Wendelin Schmidt-Dengler – wenn auch in diesem Kapitel eingangs noch abstrakt von der ‚Kulturtechnik‘ gesprochen wird – in seinem Vortrag zum Thema *Leben oder Lesen* darauf, dass sich diese beiden Lexeme jeweils nur durch einen Konsonanten voneinander unterscheiden. Wer das Wort 'Lesen' auf eine bloße Kulturtechnik reduziere, der greife zwar nicht daneben, wohl aber zu kurz. Im Vollsinn des Wortes umfasse Lesen dagegen eine Fülle an Bedeutungen.⁹¹

⁸⁷ Vgl. Blumenberg, Hans: Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt: Suhrkamp 1981, S. 10 [im Folgenden abgekürzt mit: Blumenberg 1981] sowie Apel 2010, S. 24f.

⁸⁸ Vgl. Riesz, János / Schmidt-Hannisa, Hans-Walter (Hg.): Lesekulturen / Reading Cultures. Frankfurt: Peter Lang 2003, S. 7 [im Folgenden abgekürzt mit: Riesz/Schmidt-Hannisa 2003].

⁸⁹ In weiterer Folge und mit Verweis auf die Problematik, dass man unter dem Gesichtspunkt der Historizität des Lesens den inneren Lesevorgang selbst nie beobachten, bestenfalls äußere Thematisierungen, Wertungen und Kontextualisierungen heranziehen könne, fragt Bickenbach, ob das Lesen selbst überhaupt historisch sei, oder nicht vielmehr nur die Leser und ihre Kontexte. Vgl. Bickenbach 1999, S. 10f.

⁹⁰ Vgl. Manguel 2000, S. 34.

⁹¹ Vgl. Schmidt-Dengler 2006, S. 1.

In weiterer Folge werden von Schmidt-Dengler Alberto Manguel, Elias Canetti ('Ohne Bücher verfaulen die Freuden') oder Gustave Flaubert ('Lesen Sie, um zu leben') aufgerufen, die sich entschieden für das Lesen ausgesprochen und diesem eine nahezu lebensessentielle Funktion gleich dem Atmen zugesprochen haben.⁹² Nicht nur in der Vergangenheit, vor allem auch heutzutage werden intellektuelle Ansprüche an das Lesen herangetragen und die Bibliothek des Gelesenen gilt als Passepartout der eigenen Bildung. Schmidt-Dengler plädiert deshalb dafür, dem Lesen wieder die Unschuld zurückzugeben, ohnehin sei ja das Lesen eine menschliche Universalität⁹³:

"Denn lesen tun wir alle, nur lesen wir nicht immer in Büchern. Das Lesen ist eines der zentralen Bilder, und immer dort, wo es darum geht, eine Zeichenfolge in eine verständliche Folge zu übersetzen, lesen wir: Wir lesen nicht nur im gedruckten Buch, wir lesen auch in den Gesichtern der anderen, wir lesen vor allem im Buch der Natur, und wenn wir einen Garten betreten, so ist es, als hätten wir eine Seite im Buche der Natur aufgeschlagen."⁹⁴

Schmidt-Dengler spannt ein Bedeutungsfeld auf, wenn er Lesen als universale, anthropologische *conditio humana*, als erkenntnistheoretisch grundlegende Tätigkeit des Bedeutung-Verleihens konzipiert. Eine solche Lesart würde eine Untersuchung und Diskussion allfälliger Leseszenen allerdings verunmöglichen, insofern nämlich, als der Untersuchungsgegenstand ins Unermessliche wüchse. Auch aus diesem Grund soll im Kapitel der Lese-Szenen jenes Lesen im Vordergrund stehen, welches gemeinhin mit diesem Wort im engeren Verständnis assoziiert wird.

Dass man jedenfalls das Verhältnis von Leben und Lesen immer wieder kritisch problematisierte (exemplarisch steht dafür Miguel Cervantes' *Don Quijote*, dem die Bücher zur Welt werden) und schädliche Wirkungen der Lektüre attestierte, hängt mit der Medialität des Lesens zusammen: In der Lektüre teilen sich Erlebnisse und Erfahrungen fremder Protagonisten mit, die den eigenen Erfahrungsraum und Lebenshorizont übersteigen. In dieser erlesenen Welt ist die Zeitlichkeit des Alltags aufgehoben; auch mag man Schopenhauer Recht geben, dass wir in der Lektüre zumindest temporär von Trieb und Wille dispensiert scheinen, sofern wir uns ganz dem Lesen hingeben und immersiv in der Lektüre versinken.⁹⁵

⁹² Vgl. Schmidt-Dengler 2006, S. 1.

⁹³ Vgl. ebd., S. 2.

⁹⁴ Schmidt-Dengler 2006, S. 2.

⁹⁵ Vgl. Bracht 1987, S. 1ff sowie Schopenhauer, *Über Lesen und Bücher*, S. 651ff.

Dem Lesen ist in solchen Überlegungen stets eine gewisse Körperlichkeit, die durch bestimmte Wirkungen auch affiziert werden kann, immanent. Ähnlich gibt Chartier zu bedenken, dass Lesen keine abstrakte Operation intellektueller Erkenntnis sei, sondern vielmehr der Körper dabei eine entscheidende Rolle spiele; es stehe mit einem konkreten Raum in Zusammenhang und immer auch mit der LeserIn selbst.⁹⁶

2.1. Überlegungen zu einer Geschichte des Lesens

„Gelesen oder vorgelesen oder auch rezitiert wurde zu allen Zeiten“⁹⁷, beginnt Wuthenow seine Publikation *Im Buch die Bücher*. Daraus wird zweierlei ersichtlich: zum einen, dass Lesen ein sehr vielstimmiges und kontroverses, zudem auch ein von allen möglichen Seiten behandeltes Feld darstellt; so formuliert Schön letztlich im Widerspruch zur Ahistorizität des Lesens bei Wuthenow:

„Im Verhältnis zur Geschichte der Menschheit, also phylogenetisch, ist das Lesen eine gewissermaßen junge Fähigkeit. Sie gehört nicht zur ‚anthropologischen Grundausrüstung‘ des Menschen, sondern ist neurobiologisch in jenen Gehirnregionen zu lokalisieren, die sich zuvor für die visuellen pars-pro-tot-Funktionen, wie z.B. das Spurenlesen bei der Jagd, entwickelt hatten.“⁹⁸

Zum anderen ist anhand dieses Zitats ein zweiter Aspekt ersichtlich: ‚Lesen‘ ist nicht gleich ‚Lesen‘, die Problematik der Bedeutungsvielfalt wurde schon angesprochen. Wuthenow unternimmt eine Engführung der Begriffe ‚Lesen‘ und ‚Interpretieren‘ – in rein oralen Gesellschaften ohne jegliche Form von Schriftlichkeit kann nicht im heutigen Sinn (nämlich im Sinn einer Rezeption schriftlicher Texte) gelesen worden sein.

In einer Gleichsetzung der Begriffe ‚Lesen‘ und ‚Deuten‘ nennt Hans-Joachim Griep den Sternenhimmel neben dem menschlichen Körper als jene zentralen ersten Bezugspunkte, die ein Lesen im Sinn eines Interpretierens und Bedeutung-Zuschreibens ermöglichten und beförderten. Lesen im heute gebräuchlichen Sinn wurde dort jene kommunikative Fertigkeit, wo es gelang, gesprochene Sprache in entsprechender Form grafisch wiederzugeben und festzuhalten.⁹⁹

⁹⁶ Vgl. Chartier 1990, S. 11.

⁹⁷ Wuthenow 1980, S. 11.

⁹⁸ Schön, Erich: Geschichte des Lesens. In: Handbuch Lesen. Im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz hg. v. Franzmann, Bodo / Hasemann, Klaus u.a. München: K.G. Saur 1999, S. 2 [im Folgenden abgekürzt mit: Schön 1999].

⁹⁹ Vgl. Griep 2005, S. 13ff.

Wo Lesen als grundlegender Rezeptionsmodus für neu entwickelte Schriftlichkeit verstanden wurde, galt es zusammen mit dem reziproken Schreiben einerseits als Kunst (etwa im frühen Mesopotamien oder bei ägyptischen Schreibern), die privilegierte und Macht verlieh; andererseits wurde sie lange pejorativ als bloße Entzifferung festgehaltener mündlicher Rede behandelt. Da Schrift allenfalls als defizitäres Surrogat von Oralität gedeutet wurde, war Lesen, eine einsame Lektüre nur für sich unter Ausschluss jeglicher Sozialität suspekt.¹⁰⁰

In der klassischen Periode galt die mündliche Konversation, das Gespräch auf der Agora oder im Symposium demzufolge weit mehr¹⁰¹, erste griechische Leser lasen zudem vermutlich laut. Schließlich war die griechische Kultur weitgehend mündlich geprägt, das öffentliche Leben mündlich organisiert und Schrift war nur insofern von Interesse, als sie auf ein ‚oralisiertes Lesen‘ zielte¹⁰²: Lesen war zwangsläufig notwendiges Hilfsmittel im Fall einer Abwesenheit von oraler Präsenz, allenfalls diente es noch dem Memorieren, um Literatur vortragen oder belehren zu können. In der hellenistischen Zeit ab dem 4. Jahrhundert vor Christus, als sich die griechische Kultur zunehmend verbreitete, entwickelte sich eine Lesekultur des einzelnen Lesers, wobei ein lautes artikuliertes Lesen die Regel blieb. Zu Beginn des Frühmittelalters und mit dem Ende des Weströmischen Reiches sind die antike Lesekultur und ihr mittlerweile weit ausgebautes Schulsystem ebenfalls zu Ende – unter dem expandierenden Christentum, welches der alten heidnischen Kultur und ihren Traditionen (auch in Bezug auf Lesekultur) ablehnend gegenüberstand, reduzierten und konzentrierten sich Lesen und Schreiben auf mittelalterliche Klöster. Erst ab dem 16. Jahrhundert begann überhaupt ein muttersprachliches Lesen in Deutschland, welches bis ins 19. Jahrhundert hinein vor dem Schreiben gelernt wurde. Fehlende schriftliche Zeugnisse geben somit – ein weiteres Problem der Quellenlage beim Thema ‚Lesen‘ – keine Auskunft über die Lesefähigkeit.¹⁰³

¹⁰⁰ Vgl. Griep 2005, S. 46.

¹⁰¹ Vgl. Mattenklott, Gert: Der übersinnliche Leib. Beiträge zur Metaphysik des Körpers. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1982, S. 112 [im Folgenden abgekürzt mit: Mattenklott 1982].

¹⁰² Vgl. Griep 2005, S. 56 sowie Svenbro, Jesper: Archaisches und klassisches Griechenland. Die Erfindung des stillen Lesens. In: Chartier, Roger / Cavallo, Guglielmo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/New York: Campus 1999, S. 61ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Svenbro 1999].

¹⁰³ Vgl. Schön 1987, S. 31ff.

Im 17. Jahrhundert entstanden in Deutschland erste Zeitungen (bei etwa 250 000 RezipientInnen, die entweder lasen oder zuhörten), die geringfügige Buchproduktion meist theologischer Belehrungs- oder Erbauungsliteratur war noch eine von Gelehrten für Gelehrte; konstitutiv für die Lektüre waren die Momente Wiederholung und Exemplarität: wenige Bücher, passend zum Kirchenjahr, wurden rituell immer wieder gelesen. Nicht das literarische Erleben stand im Vordergrund, sondern das religiöse. Der Lesestoff selbst hatte dabei meist moralisch-modellhaften Charakter.¹⁰⁴

Trotz unterschiedlicher Lerngeschichte (Lesen wurde vor dem Schreiben gelernt) galten Schreiben und Lesen immer als ontologische Dualität, die allerdings traditionell verschieden attribuiert wurde. Diese Polarität aus dem produzierenden Schreiben einerseits (seit konkreten Formen von Schriftlichkeit) und rezipierendem Lesen andererseits ist nicht nur noch im Terminus *Literalität* in seiner Ambiguität deutlich, der sowohl die Schreib- als auch die Lesefähigkeit meint, sondern diese Dualität prägte das Bild vom Lesen lange Zeit (und für viele bis heute) neben dem offensichtlich aktiven Schreiben als bloßes passives Aufnehmen.¹⁰⁵ Eine Geschichte des Lesens ließe sich so von einem ehemals bloß passiv verstanden, allenfalls defizitärem Rezipieren bis hin zu einer hochaktiven und konstruktiven Tätigkeit konstruieren. Newlyn formuliert:

„Readers are as important to writers as their precursors, when it comes to constructing or defending literary identity. [...] Moreover, writers are peculiarly alive to their own status as readers, and as often as not this leads to an awareness of their revisionary relationship to the materials they read. Such awareness brings with it, as an inevitable cost, the apprehension that all writing – including their own – is contingent, provisional, open to reconstruction.“¹⁰⁶

Die Romantik, in der sich Schriftlichkeit als dominanter Modus durchsetzt, markiert den Beginn dieses Kontingenzbewusstseins für die Deutung von Schriftlichkeit sowie für die Unsicherheiten beim Lesen, denen die Protagonisten bisweilen zum Opfer fallen. In dieser Hinsicht wurde die Medienkrise angesprochen – noch im 16. und 17. Jahrhundert besteht die implizite Lektüre von literarischen oder auch nicht-

¹⁰⁴ Vgl. Schön 1987, S. 38ff.

¹⁰⁵ Vgl. auch Newlyn, Lucy: *Reading, Writing, and Romanticism: The Anxiety of Perception*. New York: Oxford University Press 2000, S. 7ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Newlyn 2000].

¹⁰⁶ Newlyn 2000, S. 8.

literarischen Texten maßgeblich in Vermündlichung, ‚LeserInnen‘ waren also ganz der antiken Tradition entsprechend HörerInnen vorgelesener Worte.¹⁰⁷

Bickenbach plädiert für das Lesetempo als zentrale Größe in seiner Geschichte des Lesens, wobei nicht ein langsames gegenüber einem schnelleren Lesen ausgespielt werden soll. Vielmehr geht es um die Fähigkeit, zwischen diesen Lesetempi und Lektüremodi sinnvoll und situationsgerecht zu variieren. Im Lauf der Geschichte wurden mit diesen paradigmatischen Modi jeweils auch unterschiedliche Ansprüche und Assoziationen verbunden: insbesondere im späten 18. Jahrhundert wurde die oberflächlich-schnelle und einmalige Lektüre, ein sogenanntes extensives Lesen, in den berüchtigten ‚Lesesucht‘-Debatten kritisiert; demgegenüber wurde die konzentriert-langsame Lektüre mit dem nebulösen Ideal der gelehrten Genauigkeit assoziiert.¹⁰⁸

Lesen als praktische Fertigkeit des Rezipierens von Text spielt zu allen Zeiten eine Rolle, in welcher Form auch immer. Ein Wandel ist für die Spätfolgen nach der technischen Revolution des Buchdrucks zusammen mit einem neuen Bildungsethos zu konstatieren. Schenda formuliert knapp: „Das Jahrhundert der Aufklärung fördert das Phänomen Buch und Leser in allen seinen Aspekten.“¹⁰⁹ Ähnlich skizziert Nelles diese Entwicklung, der eine fortschreitende Alphabetisierung (bei insgesamt dennoch geringen Zahlen), die vor allem säkulare Ausdifferenzierung des Buchmarktes sowie die Perfektionierung der Drucktechnik als Säulen der Hochzeit des Mediums Buch im 18. und 19. Jahrhundert ins Treffen führt. Neben dem neuen Status des Buches als Leitmedium vollzieht sich der Durchbruch des Romans nicht nur als akzeptierter literarischer Gattung, sondern bald als beliebtester Form bei Lesern und vor allem Leserinnen.¹¹⁰ Chartier gibt jedoch zu bedenken, dass – vor allem wenn es um fortschreitende Literalisierung geht – eine Aufspaltung zwischen Alphabetisierten und Analphabeten das breite Spektrum in der Beziehung zum Geschriebenen nicht abbilde. Nicht alle, die Texte rudimentär entziffern können, könnten sie verständig lesen, ebenso wenig läsen von diesen alle auf die gleiche Weise. Die LeserInnen, die

¹⁰⁷ Vgl. Chartier 1990, S. 11.

¹⁰⁸ Vgl. Bickenbach 1999, S. 134f.

¹⁰⁹ Schenda 1977, S. 40.

¹¹⁰ Vgl. Nelles 2002, S. 288.

zu dieser Zeit literarische Lektüre flüssig und verständig lesen gekonnt und dies regelmäßig getan hätten, sei rar.¹¹¹

Dass das Lesen nicht nur als kulturelle Fertigkeit einem Wandel (etwa in Bezug auf lautes oder leises Lesen hinsichtlich des Lesetempos) unterworfen war, sondern immer wieder auch mit dem eigenen Leben selbst, mit dem ganz persönlichen individuellen Ich in Beziehung gesetzt wurde, insbesondere wenn Lektüre mit dem eigenen Kontingenzbewusstsein der Zeitlichkeit korreliert wurde, macht deutlich, dass für das 18. Jahrhundert und danach die Geschichte des Lesens maßgeblich zur Geschichte der Entwicklung bürgerlicher Subjektivität gehörte. Lesen und das eigene Selbst, Lektüre und Leben stehen seit jeher in einem engen Wechselverhältnis.¹¹²

Wurden bislang Überlegungen generell zur Geschichtlichkeit des Lesens und zu einzelnen Phasen von Lektürestoffen, Lesehaltungen und Lesenutzen im Verlauf der Geschichte diskutiert, so soll sich nunmehr der Fokus auf das 18. und 19. Jahrhundert richten, jene Phase der Deutschen Romantik, welche als zentrale Zeit der Entstehung einer modernen bürgerlichen Lesekultur ausgemacht worden ist. In Hinblick darauf wird versucht darzustellen, inwiefern die Romantik einen ganz eigenen Umgang mit Lektüre, Lesen und LeserInnen pflegt und wie sich dieser auch in romantischen Erzählungen und Novellen niederschlägt.

2.2. Lesen im 18. und 19. Jahrhundert

Soziologisch-demographische Daten zum Lesen werden im Folgenden nur cursorisch einbezogen – einen Überblick bietet Erich Schön (2001), auch mit dem Verweis auf die forschungsgeschichtliche Problematik, wenn es um die Erhebung von Lesefähigkeit oder Lesegewohnheiten geht; erwähnt seien das breite Spektrum des Begriffs ‚Lesefähigkeit‘ oder die Tatsache, dass die Lesefertigkeit selbst historisch nur schwer festzumachen ist; Konkrete Zeugnisse und Belege hinterlässt allenfalls die Schreibfertigkeit, wobei aber mangelnde Schreibfähigkeit nicht notwendigerweise mangelnde Lesefertigkeit impliziert.¹¹³

¹¹¹ Vgl. Chartier 1990, S. 8.

¹¹² Vgl. Wuthenow 1980, S. 167.

¹¹³ Vgl. Schön 2001, S. 83.

Die Zeit um 1800 ist für die Geschichte des Lesens und der Literatur aufgrund literatursoziologischer Veränderungen von großer Bedeutung.¹¹⁴ Koselleck prägte mit seinem Begriff ‚Sattelzeit‘ die Vorstellung von jener entscheidenden historischen Phase, in der das neu entstandene Bildungsbürgertum zum wichtigen Träger des kulturellen Lebens werden sollte. Möglich wurde dies durch ökonomische Voraussetzungen: gegenüber massiven Zugangsbeschränkungen, die sich noch aus den traditionellen Bildungsanforderungen einer alteuropäischen Gelehrtenkultur ergaben und wie sie auch noch prägend im 18. Jahrhundert waren, ermöglichte nun der wirtschaftliche Aufschwung für untere Bevölkerungsschichten den Zugang zur Literatur. Die deutsche Ober- und Mittelschicht, also jene Gruppen, die als potentielle LeserInnen überhaupt in Frage kamen, machte um 1800 einen Anteil von 13-23 Prozent der Gesamtbevölkerung (20-22 Millionen) aus, um 1840 etwa 40 Prozent. 10 Prozent davon waren jene professionellen LeserInnen wie LiteratInnen, PublizistInnen, TheologInnen und PädagogInnen, die für eine rezeptionsästhetische Philologie lange Zeit die wichtigste Gruppe bildeten. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es immer mehr, die eine geringfügige Schulausbildung hinter sich hatten und dementsprechend kurze Texte langsam entziffern oder zumindest ihren Namen schreiben konnten; ein routiniertes und zügiges Lesen dagegen, eine Lektüre also, die für AutorInnen in Betracht gezogen werden konnte, lag im Jahr 1830 erst bei 30 Prozent der Gesamtbevölkerung. Des Weiteren ist es mit bloßem Leserkönnen bei anspruchsvoller Literatur, als solche sich die romantischen Texte programmatisch verstanden wissen wollten, nicht getan. Als potentielle LeserInnen blieben dann GymnasiastInnen und AkademikerInnen übrig. Überbordende, mitunter sogar zeitgenössische emphatische Parolen, die von großen Leserevolutionen und bevölkerungsdurchdringenden Literaturen sprechen, sind dementsprechend mit Vorsicht zu genießen, denn oftmals wurden dabei ganze Bevölkerungsschichten und soziale Gruppen einfach ausgeblendet.¹¹⁵

¹¹⁴ Vgl. Schön 2001, S. 77.

¹¹⁵ In weiterer Folge wendet Schön ein, dass bezüglich der Lesestoffe die eigentliche Leserevolution, wenn von einer solchen zu sprechen ist, allenfalls in der Sach- und Fachliteratur, welche von Männern gelesen wurde, stattgefunden habe, nicht dagegen bei der belletristischen Literatur. Vgl. Schön 2001, S. 77ff, Plumpe/Stöckmann 1999, S. 314f. sowie Schneider 2004, S. 167. Schenda spricht gar von einer ideologischen Fälschung. Vgl. Schenda 1977, S. 88.

Schön gibt in diesem Zusammenhang aber den wichtigen mathematischen Hinweis: auch ein Anstieg von 1 auf 2 Prozent regelmäßiger Belletristik-LeserInnen an der Gesamtbevölkerung war in den Augen der damaligen Bevölkerung ein gewaltiger Anstieg von 100 Prozent und konnte durchaus als Revolution anmuten.¹¹⁶

Mit den unterschiedlichen Schichtzugehörigkeiten korrelierten oftmals regulierende Normen, was denn überhaupt zu lesen und wertvolle Lektüre sei. Schenda kommt zur korrespondierenden These, dass die ökonomischen Bedingungen und Neuerungen des 18. Jahrhunderts auf der einen Seite sowie volkspädagogische Diskurse auf der anderen Seite bis ins 19. Jahrhundert hinein eine begrenzte Lesefähigkeit zunehmend aller Klassen einerseits zwar förderten, andererseits aber in ihrer Begrenztheit konservierten – Stichwort sind vielfältige Formen der staatlichen, moralischen oder politischen Zensur.¹¹⁷ Die Frage ist:

„Wieviele konnten lesen, wieviele davon flüssig, wieviele davon lasen tatsächlich regelmäßig, wieviele davon aber waren nicht zugleich Gelehrte und Literaten (die aus professionellen Gründen lasen), und wieviele der regelmäßigen Leser wiederum lasen nicht nur pragmatische oder religiöse Texte, sondern Belletristik?“¹¹⁸

Entscheidend ist, dass im 18. Jahrhundert ein nicht-gelehrtes Publikum entstand – zeitgleich mit einem sukzessiven Rückgang lateinischer Schriften zugunsten deutscher Literatur. Verglichen mit feudalistischen Verhältnissen erlebte der Buchmarkt spätestens im 19. Jahrhundert trotz erwähnter Bildungs- und Zensurschranken durchaus einen Boom.¹¹⁹ Paul Goetsch formuliert:

„Die Alphabetisierungskampagnen und Schulreformen, die Wissensexplosion im Zeitalter der Industriellen Revolution und der Demokratisierungsprozess führten allmählich zur Entstehung eines Massenpublikums, das der Markt infolge technischer Innovationen, Veränderungen in der Preisgestaltung usw. bedienen konnte. Die organisatorischen Voraussetzungen für diese Umwandlung des Markts waren im Verlauf des späten 17. und 18. Jahrhunderts geschaffen worden.“¹²⁰

Enthusiasmische Stimmen von der Leserevolution sind somit differenziert zu betrachten, haben aber mit Blick auf die zeitgenössische Wahrnehmung ihre

¹¹⁶ Vgl. Schön 1987, S. 46.

¹¹⁷ Vgl. Schenda 1977, S. 86. Das Thema Zensur wird in dieser Arbeit weitgehend ausgeklammert, nachzulesen ist eine kursorische Behandlung bei Schenda 1977, S. 91-141.

¹¹⁸ Schön 2001, S. 80ff.

¹¹⁹ Vgl. Schneider 2004, S. 168.

¹²⁰ Goetsch, Paul: Einleitung: Zur Bewertung von Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England und Frankreich. Tübingen: Narr 1994, S. 4f. [im Folgenden abgekürzt mit: Goetsch 1994].

Berechtigung. Die Geschlechterrollenverteilung ergab dabei klare Zuordnungen: Männer lasen Zeitung und politische Literatur, das Publikum für belletristische Literatur waren (bis heute) überwiegend Frauen – daneben aber auch männliche Jugendliche bis zur Adoleszenz, wobei dieses Romanlesen spätestens mit dem Einstieg ins Berufsleben aufzuhören hatte, denn: Romanlesen, so der herrschende Tenor, und die dadurch erlernte Empfindsamkeit (im heutigen Sinn ‚Empathie‘) machten zu praktischem Leben unfähig; es sei schlicht unmännlich. Unter dem Leseublikum findet man vorwiegend adoleszente Männer und Frauen – ähnlich wie heute.¹²¹

Der historischen Erforschung der Kulturpraxis ‚Lesen‘ widmen sich, daran wird die Universalität des Themas ersichtlich, Untersuchungen aus den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen: aus Kultur- und Mediengeschichte (z.B. Medialität lauter Lektüre), aus Sozial- und Mentalitätsgeschichte (Lesen in der Öffentlichkeit), Kindheits- und Jugendgeschichte (Lesealter und Lesestoffe), Bildungs- und Erziehungsgeschichte (Pädagogik des Lesens) bis hin zur rezeptionsgeschichtlich wie textthermeneutisch arbeitenden Literaturwissenschaft.¹²²

Für die Rekonstruktion des zeitgenössisch-historischen Lesers lässt sich für Susanne Barth ein Bogen zwischen zwei oppositionellen Theorieperspektiven spannen, innerhalb dessen sich die Forschung bewegt: einerseits werden von einem rezeptionsgeschichtlichen Standpunkt aus Zeugnisse zum Lesen selbst fokussiert, i.e. Dokumente zum Leseverhalten, Lesesituationen, Lesestoffen und Lektürepräferenzen. Andererseits geraten im rezeptionsästhetischen Diskurs das Lesematerial sowie Leserfiguren in den Mittelpunkt.¹²³

Trotz der vielfältigen Bedeutungen des Lesens zeigt sich historisch wie gegenwärtig, dass das Lesen vor allem immer eins war und ist: „ein anhaltender Diskurs um Leseobjekte, Leseweisen, Lesefunktionen und Lesewirkungen.“¹²⁴

¹²¹ Vgl. Schön 2001, S. 81ff.

¹²² Vgl. Barth 2002, S. 18.

¹²³ Vgl. ebd., S. 18f.

¹²⁴ Rühr, Sandra / Kuhn, Axel (Hg.): Sinn und Unsinn des Lesens. Gegenstände, Darstellungen und Argumente aus Geschichte und Gegenwart. Göttingen: V&R unipress 2013, S. 9 [im Folgenden abgekürzt mit: Rühr/Kuhn 2013].

Mit Blick auf die soziologisch-demographischen Zahlen zum veränderten Buchmarkt und zum Lesepublikum konstatiert Erich Schön, dass die neuen Leser auch auf eine neue Art lasen:

„Das alte Lesen war Wiederholungslektüre: Dieselben wenigen Bücher, die eine Familie besaß, wurden im Lauf eines Lebens immer wieder gelesen. Solches Lesen war Teil einer Mentalität, die auf dem Andauern des Bestehenden gründete; Veränderung, Wandel gehörte weder zur Erfahrung noch zur Lebensperspektive des einzelnen [...]. An die Stelle der Wiederholungslektüre trat – in einem Prozess von großer sozialer Ungleichzeitigkeit – nun die einmalige Lektüre immer neuer Texte.“¹²⁵

Schön führt weiter aus, dass jenes alte Lesen maßgeblich an der Vermittlung nützlichen Wissens und praktischer Lebensklugheit orientiert war. Lesen stand unter jenem Diktum der Bildung, welches auch die Aufklärung ausgerufen hatte, gleichwohl die bürgerliche Aufklärung, wie Schenda einräumt, keine gemeinsame Theorie in Bezug auf das Lesen formuliert hatte. Ein exemplarisches Lesen (das Handlungsmuster des Buches sollte auf das eigene Leben als Moral übertragen werden) funktionierte über Belehrung und Erbauung. Demgegenüber funktionierte das neue Lesen über das Leseerlebnis selbst: die Lektüre neuer Romane zielte vor allem auf die Erfahrung identifikatorischer und empathischer Teilhabe an den fiktionalen Charakteren.¹²⁶ Die ehemals autoritäre Vorlesesituation, in der Autorität des Vorlesers, etwa des Pfarrers, Hausvaters oder eines Schulmeisters, mit jener des Buchs verschmolzen, wurde abgelöst durch eine säkulare Geselligkeit des (auch gemeinsamen) Lesens, in der es zentral um die literarische Leseerfahrung selbst ging. Dieses intendierte Leseerlebnis bestand programmatisch in der empathischen Identifikation mit fiktionalen Charakteren.¹²⁷

In auffälliger Korrelation mit modernen Identitätsdiskursen, welche die Kontingenz des Selbst und den ludistisch-selbstexplorativen Charakter allfälliger Pseudo-Identitätskonstruktionen fokussieren, formuliert Schön:

„Dies aber, der im Medium des Lesens von Literatur erfolgende spielerische Umgang mit fremden Charakteren, das phantasiehafte, aber kontrollierte Übernehmen und Wieder-Ablegen fremder Rollen ist ein Einüben von Empathie.“¹²⁸

¹²⁵ Schön 2001, S. 97.

¹²⁶ Vgl. Schön 2001, S. 97 sowie Richardson, Alan: Literature, Education, and Romanticism. Reading as Social Practice, 1780-1832. Cambridge: University Press 1994 (Cambridge Studies in Romanticism 8), S. 260 [im Folgenden abgekürzt mit: Richardson 1994] und Schenda 1977, S. 87.

¹²⁷ Vgl. Schön 1999, S. 31.

¹²⁸ Schön 1999, S. 31.

Grundlage für eine solche Entwicklung ist letztlich auch der zunehmende Rückzug der Religion aus allen Lebensbereichen, der die moderne LeserIn von moralisch-erbaulichen Bildungspostulaten entlastete und erstmals ermöglichte, Lektüre als reine Unterhaltung wahrzunehmen.¹²⁹ Ganz ähnlich sieht Rolf Engelsing diesen Wandel:

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vollzog sich im Bürgertum ein tiefgreifender Wandel des Lesestils, der am knappsten als Abkehr von der kirchentreuen Hausbibliothek [...] zu öffentlichen Formen privater Individualbildung mit einem wesentlich verbreiterten Spielraum des Standards zu umschreiben ist. An die Stelle des Buchs, das den Bürger in seinem Stand bestätigte und ihm dazu verhalf, so fortzuleben, wie er lebte, trat eine Literatur gärender Erlebnisse, Vorhaben und Einbildungen, die – statt länger in die Zucht kirchlicher Lehre gebannt und von ihr neutralisiert zu sein – eine Wirklichkeit vorspiegelten, die sich zwar mit der des einzelnen Lesers nicht deckte, aber sich irgendwie auf sie bezog; sei es als erhöhte Wirklichkeit, sei es als Ideologie, als Wunschtraum, als phantastisches Spiel oder auf andere Weise.¹³⁰

Deutlich werden die wechselseitigen Verflechtungen zwischen Säkularisierung, neuer Bürgerlichkeit, Subjektivität sowie neuer Empfindsamkeit für Phantasie, die das Lesebedürfnis beflügelten. Wenn zuvor die BürgerIn las, so deshalb, um sich daran zu erinnern, was ohnehin sicher war. Im Zentrum standen das Memorieren und Befestigen religiöser Wahrheiten – Lektüre berührte die BürgerInnen wohl innerlich als ChristInnen, ansonsten aber nicht. Im Lesen versuchte man sich immer wieder dasselbe zu vergegenwärtigen, ohne daran zu denken, es könne auch anders sein. Eine Kontingenz des Lesens, des Erlebens oder der eigenen Subjektivität war einem solchen Lesen fremd. Es wich, durch neue Konzepte von Subjekt, Leben und Phantasie, der extensiven Lektüre belletristischer Literatur.¹³¹

Die Folge dieser neuen Lesesucht, deren dominante Topoi insbesondere Klagen über die missbrauchte Neugierde, Müßiggang oder Verlust der Kenntnis alter Autoren waren, war eine kritische Haltung gegenüber der suggerierten Wirkung von Literatur.¹³² Bei Clemens Brentano, jenem romantischen Autor, der Poesie und

¹²⁹ Vgl. Plumpe/Stöckmann 1999, S. 315.

¹³⁰ Engelsing 1974, S. 182.

¹³¹ Vgl. ebd., S. 182f.

¹³² Vgl. Bracht 1987, S. 444.

Leben idealtypisch zu verbinden verstand und der sich zeitlebens einer philisterhaft-bürgerlichen Existenz widersagte¹³³, erzählt etwa Römer in einem Brief an Godwi:

Es war einmal ein seltsamer Engländer, der über den Verlust seines gewöhnlichen Verstandes, seiner Freuden an der Industrie, der Ökonomie, dem Pferderennen und Hahnengefechte, und seines Geschmacks an Kotzebue's Stücken und zuckerbunten Kupferstichen, äußerst melancholisch ward. Er las mit tiefen Schmerzen den phantastischen Shakespeare, und verzweifelte fast darüber, dass er ihm so wohl gefiel [...]; er aber klagte immer über die Dunkelheit, Tag und Nacht war ihm ganz einerlei, er hielt immer den tollen Lear in den Händen, und las Tag und Nacht in ihm, weil er sagte, die Buchstaben glühten.¹³⁴

Die Topoi der Lesesucht-Debatte, letztlich das Verlieren des Verstandes und die völlig exaltiert-extensive Hingabe an die Literatur, werden aufgegriffen: über den Arbeitsalltag, die männlichen Beschäftigungen wie Ökonomie und Sport wird man melancholisch, des gewöhnlich-geregelten Lebens ist man überdrüssig; stattdessen verliert man sich in allzu phantastischer Lektüre, liest maßlos (Tag und Nacht) von Figuren, die wahnsinnig werden – und wird selbst wahnsinnig. Lesen und Leben fallen hier schon zusammen. Mit politischer Fokalisierung bringt Schenda dagegen die Lesesucht-Debatte mit der Französischen Revolution in Verbindung: Im 18. Jahrhundert, als eine volksaufklärerische Propaganda literale Bildsamkeit propagierte, schalteten sich im Gefolge der Revolution staatliche Sicherheitsbedenken in den Diskurs ein: Volksbildung galt fortan als subversive Revolutionsbildung – dem Lesen wurde ein emanzipatorisches Moment attestiert.¹³⁵ Auch gab es Grauzonen – bisweilen wurde von den Zeitgenossen Lesen als Bildungschance im Sinn einer Gestaltbarkeit des Menschen und Perfektibilität verstanden, etwaige Kritik richtete sich dann vorwiegend an vermeintlich zweckfreie, ausschweifende Abenteuer- und Liebesliteratur.¹³⁶ Im Jahr 1799 schreibt Johann Adam Bergk in seinem Buch *Die Kunst, Bücher zu lesen*:

Was giebt es nun für ein zweckmäßigeres Mittel, unseren Geist auszubilden, als das Bücherlesen? Wo finden wir einen reichen und so mannichfaltigen Stoff, unsere Kräfte zu üben, und uns Interesse für das Selbstdenken einzuflößen, als in gedankenreichen Büchern?¹³⁷

¹³³ Vgl. Schultz 2010, S. 138.

¹³⁴ Brentano, *Godwi*, S. 219f.

¹³⁵ Vgl. Schenda 1977, S. 53.

¹³⁶ Vgl. ebd., S. 57ff.

¹³⁷ Bergk, J.A.: *Die Kunst, Bücher zu lesen. Nebst Bemerkungen über Schriften und Schriftsteller*. Jena 1799, S. V [im Folgenden abgekürzt mit: Bergk 1799].

Ausschweifende Lesesucht und das stetig steigende Lesebedürfnis neuer Bevölkerungsgruppen bildeten die Grundlage für zahlreiche Kontroversen – neben politischen Eindämmungsversuchen gab es immer wieder Stimmen, die das Volk zum Lesen bewegen wollten: waren es vormals Volkspädagogen, die bisweilen vom Staat gelenkt Qualität und Quantität der populären Lesestoffe bestimmten, so sorgten im 19. Jahrhundert zunehmend Buchdrucker, Verleger und Zeitungen für die Verbreitung von Literatur.¹³⁸ Paul Goetsch konstatiert:

„Sie [die neue Druckkultur, Anm. d. Verf.] rief Befürworter auf den Plan, die sich politische Emanzipation, gesellschaftliche Aufklärung, die Chance der Volksbildung und die Vermehrung des Wissens versprachen. Sie gab andererseits Moralisten Anlass zu Besorgnis und weckte in Kulturkritikern die Befürchtung, das einzelne Buch werde wegen der Fülle der Druckerzeugnisse an Bedeutung und Autorität verlieren.“¹³⁹

Die Kritik des Lesens, so könnte man mit Helmut Kreuzer zusammenfassen, lässt sich im 18. Jahrhundert kaum auf einen einzigen ideologisch-politischen Nenner bringen. Mit Blick auf die Grundbedingung des religiösen Rückzugs ließe sich als Motiv der Kritik noch ein letzter Versuch anführen, das Volk wieder an die religiösen Direktiven zu binden.¹⁴⁰

In Bezug auf Alphabetisierungsgrad, Gesellschaftsschicht und tatsächliches Leseverhalten (höchstens kann man von Sekundärquellen indirekt darauf schließen) sind *der* Leser oder *die* Leserin für das 18. und 19. Jahrhundert schwer zu fassen. Schenda kommt in seiner Sozialstudie populärer Lesestoffe zu einer ganzen Reihe von Ergebnissen, was die individuellen Lesewünsche angeht: allen voran verlange die LeserIn demnach billige Lesestoffe. Zudem suche die LeserIn nach Vertrautem und Bekanntem (Orientierungsfunktion), obwohl die LeserIn Information über Unterhaltung stelle. Weiters führt Schenda evasorische Fluchthilfe als Gegenmittel zur Realität an.¹⁴¹

¹³⁸ Vgl. Schenda 1977, S. 63.

¹³⁹ Goetsch 1994, S. 5.

¹⁴⁰ Vgl. Kreuzer, Helmut: Gefährliche Lesesucht. Bemerkungen zu politischer Lektürekritik im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Leser und Lesen im 18. Jahrhundert. Colloquium der Arbeitsstelle Achtzehntes Jahrhundert Gesamthochschule Wuppertal. Heidelberg: Carl Winter 1977, S. 62f. [im Folgenden abgekürzt mit: Kreuzer 1977] sowie Plumpe/Stöckmann 1999, S. 315.

¹⁴¹ Vgl. Schenda 1977, S. 473ff.

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts nahm die Lektüre von Büchern sowohl im privaten als auch im gesellschaftlichen Bereich zu, was nicht nur aus zeitgenössischen Darstellungen hervorgeht, sondern mittlerweile auch durch empirische Erhebungen und soziodemographische Forschungsarbeiten belegt ist.¹⁴² Die Bewertung des Lesens wies dabei eine ganze Bandbreite auf, J.A. Bergk resümiert:

Der Eine liest, um sich die Zeit zu vertreiben, der Andere, um sich zu belehren; der Eine, um sich aufzuheitern, der Andere, um seine Körperschmerzen zu tödten. Die Menschen wollen sich durch Lesen wie durch einen Zauberschlag in eine bessere Welt versetzen. Sie bedienen sich der Bücher wie die Türken des Opiums.¹⁴³

Bereits im Jahr 1799 werden unterschiedliche Lektüre-Gratifikationen unterschieden, wobei Bergk den Nutzen klar über etwaige Gefahren oder schädliche Wirkungen stellt. Lesen hat bei ihm einen stark instrumentellen Charakter, mit dem Konzept eines zweckfreien romantischen Kunstwerks lässt sich Bergks Position noch nicht vereinen. Im weiteren Verlauf spricht er über die richtige Lektüre von Romanen:

Nichts ist dem menschlichen Geist verderblicher, als eine gedankenlose Lektüre. Sie wiegt ihn in einen Totenschlaf ein, ohne ihm sogar die Hoffnung der Auferstehung zu lassen. Sie tötet in dem Menschen alle Lust zum Selbstdenken, gewöhnt ihn an Zerstreuung, flößt ihm eine unüberwindbare Scheu vor jeder Anstrengung ein, und macht ihn unfähig, irgendeine That zu unternehmen, die mit Mühe und Gefahr verknüpft ist.¹⁴⁴

Bergk vertritt das antik-aufgeklärte *prodesse et delectare*. Lesen ist dort erwünscht, wo ein vernünftiger Nutzen daraus gezogen werden kann. Dementsprechend fällt die Sicht auf das zeitgenössische Lesepublikum, welches noch nie so viel wie zu seiner Zeit [1799] gelesen habe, kritisch aus, denn durch den Heißhunger auf die geschmacklosesten Romane würden Kopf und Herz verdorben; der Mensch solle vielmehr tätig sein, so der redundante Appell. Lektüre dürfe nie Betäubungsmittel, sondern müsse immer Reiz für eine irgendwie geartete Tätigkeit sein.¹⁴⁵ Lesen erscheint als Müßiggang, als verderbliche Negation von Arbeit, Handeln und Aktivität, was der alten (und aus heutiger kognitionswissenschaftlicher Sicht falschen) Attribuierung des Lesens als passivem Vorgang geschuldet ist.

¹⁴² Vgl. Nelles 2002, S. 14.

¹⁴³ Bergk 1799, S. 60.

¹⁴⁴ Ebd., S. 210.

¹⁴⁵ Ebd., S. 411ff.

Erich Schön gibt noch zu bedenken, dass um 1800 – so bildlichen Darstellungen zu entnehmen ist – ein deutlicher Wandel in der charakteristischen Lese-Pose deutlich wird: es lägen keine großen Folianten mehr auf dem ausgebreiteten Schoß oder in den Händen, sondern das immer kleiner werdende, handliche Buch liege am Lesetisch; es zeige sich, dass der Kontakt zum Buch mehr und mehr allein über die Augen hergestellt, der Lesekontakt zunehmend entkörperlicht werde.¹⁴⁶

2.3. Literarische Sozialisation

Literarische Sozialisation hängt eng zusammen mit dem gegenwärtigen Bildungssystem, der literarischen Tradition, kulturellen Normen, aber auch mit allgemeinen Strukturen des literarischen Lebens und der Medienentwicklung.¹⁴⁷ Aus diesem Grund sollen an dieser Stelle das literarische Umfeld, seine Strukturen und das Verhältnis von AutorInnen und LeserInnen beleuchtet werden; Hauptaugenmerk liegt auf den Lesegesellschaften und Leihbibliotheken.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat der Komplex aus Schule, Erziehung, Buch und Leser (welcher maßgeblich seine Konturen in der Aufklärung erhalten hatte) in eine neue Phase aufgrund veränderter Rahmenbedingungen. Erste Berichte erschienen und Diskurse zirkulierten, dass das einfache 'Volk' lese, erste Klagen von der Lesesucht wurden verbreitet, erste pädagogische Apelle, worin 'gute' Lektüre für ein breites Publikum bestünde, wurden laut. Synchron mit den technologischen und technischen Revolutionen im 18. Jahrhundert (Erfindung der Dampfmaschine im Jahr 1769 samt Folgeerscheinungen) trat das Phänomen des Lesens ins Bewusstsein.¹⁴⁸ Speziell das romantische Konzept einer langsamen Lektüre entsprach dabei reziprok dem Bewusstsein allgemeiner Beschleunigung.

Die Kommunikationsbedingungen für Literatur änderten sich grundsätzlich: die traditionelle Symmetrie zwischen ProduzentIn und RezipientIn, zwischen AutorIn und LeserIn, wurde aufgebrochen; man muss von Dissoziierung zwischen Lesen und Schreiben sprechen. Der althergebrachte bekannte, intime Text-Leser-Bezug erschien unter neuzeitlichen Bedingungen als anonymes Dreiermodell von Autor-

¹⁴⁶ Vgl. Schön 1987, S. 69ff.

¹⁴⁷ Vgl. Eggert, Hartmut / Garbe, Christine: Literarische Sozialisation. Stuttgart: J.B. Metzler 1995 (Sammlung Metzler 287), S. VIII [im Folgenden abgekürzt mit: Eggert/Garbe 1995].

¹⁴⁸ Vgl. Schenda 1977, S. 37.

Verleger-Leser innerhalb einer neuen Sphäre der Öffentlichkeit¹⁴⁹, in dem einerseits Publikum und AutorIn einander wechselseitig zu abstrakten Größen wurden, und andererseits für AutorInnen die adäquate und intendierte Rezeption ihrer Werke zum Problem wurde: mit der quantitativen (durch Nachdruck oft auch unrechtmäßigen) Ausbreitung von Literatur korrespondierte schon für Zeitgenossen ein Wirkungsverlust von Literatur.¹⁵⁰ Jean Paul reagierte auf diese neue Anonymität und wendet sich in der Vorrede zum *Leben des Quintus Fixlein* an seine LeserInnen:

Hier lässet der Verfasser, aus Achtung für die Rechte eines Billets, seine halbe Anonymität fahren und unterschreibt sich zum ersten Male mit seinem *ganzen* wahren Namen.¹⁵¹

Jean Paul trägt dem Umstand Rechnung, dass Publikumskontakt und Kontakt mit den LeserInnen zunehmend über Verleger und Buchhändler passiere, nicht mehr über den Autor. Dass Jean Paul lediglich davon spricht, seine *halbe* Anonymität fahren zu lassen, obwohl er sich dem Publikum durch die Namensnennung vollends zu erkennen gibt, mag ein Hinweis auf die Dissoziierung zwischen Autor und Leserschaft sein. Ein bekannter und wichtiger Verleger für die Romantiker wurde in diesem Zusammenhang Friedrich Wilmans, der den Mut hatte, die unbekannten und umstrittenen Autoren (die ‚Romantiker‘) zu drucken. Die bekannten Verleger der Goethe-Zeit wie Johann Friedrich Unger, Johann Friedrich Vieweg und Johann Friedrich Cotta dagegen konzentrierten sich auf die klassischen Werke der Zeit wie jene von Klopstock, Goethe und Schiller. Zu den meistgelesenen Werken gehörten aber auch diese nicht, sondern vielmehr die mehrfach beklagte Schundliteratur.¹⁵²

¹⁴⁹ Vor allem auf die Diskursivität dieser neu entstandenen bürgerlichen Öffentlichkeit und inwiefern dieser Kontext auch auf das Publizieren selbst rückwirkt, geht Paul Magnuson in seiner Publikation *Reading Public Romanticism* ein. Vgl. Magnuson, Paul: *Reading Public Romanticism*. Princeton: University Press 1998, S. 3ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Magnuson 1998]. In ähnlichem Zusammenhang sprechen auch Georg Jäger und Jörg Schönert davon, dass Romane bis weit ins 19. Jahrhundert hinein großteils intentional für Leihbibliotheken geschrieben wurden. Vgl. Jäger, Georg / Schönert, Jörg: *Die Leihbibliothek als literarische Institution im 18. und 19. Jahrhundert – ein Problemaufriss*. In: Jäger, Georg / Schönert, Jörg: *Die Leihbibliothek als Institution des literarischen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert. Organisationsformen, Bestände und Publikum. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, 30. September bis 1. Oktober 1977*. Hamburg: Dr. Ernst Hauswedell & Co. 1980 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 3), S. 11 [im Folgenden abgekürzt mit: Jäger/Schönert 1980].

¹⁵⁰ Vgl. Bickenbach 1999, S. 233ff. sowie Wittmann, Reinhard: *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750-1880*. Tübingen: Max Niemeyer 1982 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 6), S. 86 [im Folgenden abgekürzt mit: Wittmann 1982].

¹⁵¹ Jean Paul: *Leben des Quintus Fixlein*. In: Ders.: *Werke. Vierter Band. Kleinere erzählende Schriften 1796-1801*. Hg. v. Norbert Miller. München: Carl Hanser 1961, S. 13 [im Folgenden abgekürzt mit: Jean Paul, *Leben des Quintus Fixlein*].

¹⁵² Vgl. Raabe 1984, S. 165.

Prosperierender Nachdruck hatte in diesem Zusammenhang deshalb diesen Erfolg, weil niedrigere Bücherpreise den Kauf für weite Teile des potentiellen Lesepublikums erst ermöglichten. Originalverleger konnten bei ihrer Preisgestaltung bestenfalls mit einem kleinen Kreis wohlhabender professioneller LeserInnen in Residenz-, Universitäts- oder Handelsstädten rechnen, für die Einkommensverhältnisse eines lesehungrigen Bürgertums bedeutete ein solcher Bücherkauf jedoch meist unerschwinglichen Luxus. Für das Kleinbürgertum hieß es schlicht: Nachdruck oder gar kein Buch. Nachdruck bildete somit die Grundlage für ein reges literarisches Leben und seine Bedeutung für diese Stufe von Lesekultur, in der erst Besitz und Lektüre billiger Bücher eine Bewahrung oder Festigung der Lesefähigkeit möglich machten, ist nicht zu überschätzen. Konsequenterweise wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Nachdruck zum Sündenbock für Lesesucht-Diskurse, die zunehmend extensive Lektüre, ausufernden Buchmarkt und Laienschrifttum problematisierten.¹⁵³ Im neu expandierten Markt und angesichts der potentiell umfassenden LeserInnenschaft formuliert Johann Gottfried Herder in seinem 57. Brief zur Beförderung der Humanität scharf:

In Büchern spricht Alles zu Allem; niemand weiß zu wem? Oft wissen wir auch nicht, *Wer spreche?* denn die *Anonymie* [sic!] ist die größte Göttin des Marktes.¹⁵⁴

Was Herder problematisiert, reflektiert E.T.A. Hoffmann ähnlich in seiner Erzählung *Des Vetters Eckfenster* anhand einer vielsagenden Marktszene zwischen Autor und Blumenmädchen: als LeserIn hat man den Kontakt zum Autor verloren; im Kontext undurchsichtiger Marktstrukturen (Buchhändler, Verleger, Bibliotheken) werden LeserIn und AutorIn einander unbekannt; deutlicher konnte die neue Medialität von Schriftlichkeit gegenüber traditioneller Oralität nicht hervortreten.

Dass dieser Markt nicht jene Dimensionen hatte, wie selbst in zeitgenössischen Lesestimmen suggeriert wird, wurde problematisiert. Die durchschnittliche verkaufte Auflage der Romane betrug höchstens 700 Exemplare – was heute als Massenproduktion bezeichnet wird, prägte insbesondere für die Belletristik die literatursoziologische Situation erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts.¹⁵⁵

¹⁵³ Vgl. Wittmann 1982, S. 88f.

¹⁵⁴ Herder, Johann Gottfried: Briefe zu Beförderung der Humanität. Hg. v. Hans Dietrich Irmscher. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1991 (Johann Gottfried Herder, Werke, Band 7), S. 323 [im Folgenden abgekürzt mit: Herder, *Briefe zu Beförderung der Humanität*].

¹⁵⁵ Vgl. Schön 2001, S. 91.

Zwei Institutionen sind vor dem Hintergrund der Zunahme des literarischen Publikums in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelt worden, welche die Zahl der LeserInnen pro Buch vervielfachten, da sie öffentlichen und leichten Zugang zu Lektüre ermöglichten: zum einen nicht-kommerzielle, selbstorganisierte Lesegesellschaften, zum anderen gewerblich orientierte und von einem Unternehmer geführte Leihbibliotheken.¹⁵⁶

Lesegesellschaften dienten der gesellschaftlichen Organisation bürgerlicher Lektüre. Der bis dahin konservative Zuschnitt öffentlicher Bibliotheken mit ihrem unzeitgemäßen, gelehrt-religiösen Schrifttum versprach den zeitgenössischen LeserInnen wenig für die (wachsende) Wissenschaft, kaum etwas für die (neuen Formen der) Bildung, und gar nichts für den (stetig wichtiger werdenden belletristischen) Genuss. Lesegesellschaften dagegen waren Unterhaltungs- und Bildungsbibliotheken, in denen man sich auch gegenseitig laut vorlas – allerdings blieben sie lange Männern vorbehalten.¹⁵⁷ Im *Quintus Fixlein* adressiert Jean Paul seine Pflege-Schwester Philippine direkt und entwirft für sie ein ideales Lese-Setting in der Gemeinschaft:

Ich bitte dich recht sehr, Philippine, lies deine Personalien des Mondes, auf die die ganze phantasierende Erzählung fußt, deinen Zuhörerinnen einige zwanzig Male vor: sonst ist euch alles entfallen; eh' ich nur angefangen.¹⁵⁸

Dem traditionell lauten Lesen attestiert auch Jean Paul eine bessere Merkfähigkeit, zusätzlich wird sein wenig schmeichelhaftes Bild vom typischen Lesepublikum, welches mittlerweile ausschließlich an belanglos-flüchtige Schundliteratur gewohnt ist, sichtbar: gleich zwanzig Male müsse Philippine vorlesen, denn sonst würden die Zuhörerinnen (in den Lesegesellschaften war der Vortrag in der Gemeinschaft die übliche Form des Lese-Verhaltens) ohnehin nichts behalten.

Maßgeblicher Motor der Verbreitung bürgerlicher Lektüre waren daneben die seit dem Mittelalter bekannten Leihbibliotheken, wobei es zwischen Lesegesellschaften und den damit verwandten Leihbüchereien Übergänge gab.¹⁵⁹

¹⁵⁶ Vgl. Schön 2001, S. 101. Dass Lesegesellschaften allein für höheres Bürgertum und Honoratioren, die Leihbibliotheken dagegen die Anlaufstelle für die breite Masse bildeten, wie Schenda dies darstellt, muss an dieser Stelle mit Blick auf neuere Sekundärliteratur relativiert werden. Vgl. Schenda 1977, S. 206.

¹⁵⁷ Vgl. Engelsing 1974, S. 219ff und Schön 1987, S. 45.

¹⁵⁸ Jean Paul, *Leben des Quintus Fixlein*, S. 51.

¹⁵⁹ Vgl. Engelsing 1974, S. 245.

Georg Jäger und Jörg Schönert konstatieren, dass die Institution der Leihbibliothek Träger jenes Umbruchs war, in dessen Folge sich Unterhaltungsromane ausbreiten und zu einer extensiven Lektüre beitragen konnten – bei der Einteilung in vier Phasen der Institutionalisierung sprechen die Autoren insbesondere bei den Jahren 1820-1850 von der Hochblüte der Leihbibliotheken. Vor allem die Kostenfrage (selbst finanziell höher Gestellte konnten sich den Kauf vieler Bücher kaum leisten) war dabei Katalysator für den Erfolg, wenn auch Schenda die Leihbibliothek in einem negativen Licht präsentiert: seine Kapitelbezeichnung *Die zweifelhaften Leihbibliotheken* innerhalb der Publikation *Volk ohne Buch* ist vielsagend. Grund dafür sei der kapitalistisch-unternehmerische Geist: unter günstigen Umständen ließ sich mit dem Verleih von Büchern (bei geringerem Preis, aber deutlich höherem Absatz) mehr verdienen als durch den Verkauf. Dem Erfolg tat dies keinen Abbruch, sodass Schenda zur versöhnlichen Feststellung gelangt, dass die Leihbibliothek nichtsdestotrotz billigsten Lesestoff für einen Massenkonsum bereitgestellt habe.¹⁶⁰ Mit der Durchsetzung dieser Einrichtung vollzog sich ein Wandel in der literarischen Öffentlichkeit: an Stelle der gesellig-diskursiven Beschäftigung mit Literatur im freundschaftlich-vertrauten Kreis Gleichgesinnter (in den Lesesalons der Aufklärung) tritt der separierte und isolierte¹⁶¹, anonyme Literaturkonsum, welcher zudem einer gewerblichen Vermittlung bedurfte. An dieser Stelle sei auch die Bedeutung des damit in Verbindung stehenden Kolportagewesens herausgestrichen, wodurch Lesestoff nun schneller und weiter verteilt werden konnte. Als Folge von Leihbibliotheken werden unter solchen Überlegungen eine Anonymisierung und Individualisierung literarischer Rezeption plausibel.¹⁶²

Interessant ist, dass sich (scheinbar) trotz des Erfolgs der Leihbibliotheken und der Steigerung der Belletristik-Produktion die Bücherpreise gegen Ende des 18. Jahrhunderts paradoxerweise vervielfachten, was teils an der Entwicklung von Papierpreis und Druckerlohn, insbesondere aber an der steigenden Nachfrage lag.¹⁶³ Lesegesellschaften und Leihbibliotheken sind jedoch schwer auseinanderzuhalten, selbst wenn Engelsing meint, man könne hinsichtlich des Lesepublikums eine Trennlinie ziehen: Lesegesellschaften seien demnach bürgerlich-akademische,

¹⁶⁰ Vgl. Schenda 1977, S. 204.

¹⁶¹ Für Schön ist allerdings die bekannte These von der Tendenz zum einsamen Lesens zumindest gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht zu belegen. Vgl. Schön 1987, S. 327.

¹⁶² Vgl. Jäger/Schönert 1980, S. 10ff sowie Schenda 1977, S. 204ff.

¹⁶³ Vgl. Schön 1987, S. 45.

politisch-elitäre Unternehmen mit gesellschaftlichem Hauptinteresse gewesen, die Leihbibliotheken hingegen kleinbürgerlich-wirtschaftliche Unternehmungen Einzelner für eine breite Masse.¹⁶⁴ Eine derartige Dichotomie wird in der Sekundärliteratur mittlerweile größtenteils negiert.

Die Funktionen dieser nun erhöhten Möglichkeit der Romanlektüre waren vielfältig: einerseits sollte der LeserIn durch Stimulation von Phantasie ein gesteigertes Lebensgefühl vermittelt werden, andererseits wollte die LeserIn ihr Informationsbedürfnis im Überschreiten und Erweitern ihres eigenen Lebensraumes befriedigen: bis 1820 sind es vorwiegend Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten sowie Liebes- und Familienromane; ab 1820 vollzieht sich maßgeblich durch den Erfolg und die Nachahmung ausländischer Autoren eine Erweiterung dieses Spektrums durch den historischen Roman, durch Reise- oder sich neu etablierende Abenteuerliteratur. Im Zuge dieser neuen Romanproduktion bedeutete dies für die Leihbibliothek in den Jahren 1815-1850 die grundsätzliche Bereitstellung von (vorwiegend belletristischem¹⁶⁵) Lesestoff, die Leihbibliotheken nahmen etwa drei Viertel der gesamten Belletristik auf, um sie in Form mächtiger Multiplikatoren verbreiten und zirkulieren zu lassen: der Umfang der Bestände dürfte dabei in der Hochphase zwischen 200 Bänden (bei kleinen Bibliotheken) bis zu 50000 Bänden (bei großen Institutionen) gelegen haben, um 1800 gab es in nahezu jeder deutschen Stadt eine Leihbibliothek, in den folgenden Jahrzehnten sollten sie sich explosionsartig bis in größere Dörfer und Gemeinden weiterhin verbreiten, man schätzt etwa 2000 Einrichtungen in Deutschland.¹⁶⁶ Auch aus diesem Grund vermitteln bloße Buchverkaufsziffern kaum ein aussagekräftiges Bild von der Buchkonsumtion und von der Verbreitung des Lesens.¹⁶⁷

¹⁶⁴ Vgl. Engelsing 1974, S. 246f.

¹⁶⁵ Vgl. Martino, Alberto: Die ‚Leihbibliotheksfrage‘. Zur Krise der deutschen Leihbibliothek in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (mit Quellenausügen). In: Jäger, Georg / Schönert, Jörg: Die Leihbibliothek als Institution des literarischen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert. Organisationsformen, Bestände und Publikum. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, 30. September bis 1. Oktober 1977. Hamburg: Dr. Ernst Hauswedell & Co. 1980 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 3), S. 89 [im Folgenden abgekürzt mit: Martino 1980].

¹⁶⁶ Vgl. Jäger/Schönert 1980, S. 22ff. sowie Martino, Alberto: Die deutsche Leihbibliothek und ihr Publikum. In: Martino, Alberto: Literatur in der sozialen Bewegung. Aufsätze und Forschungsberichte zum 19. Jahrhundert. Tübingen: Max Niemeyer 1977, S. 1ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Martino 1977].

¹⁶⁷ Vgl. Schenda 1977, S. 213.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts ist ein Rückgang der Bedeutung von Leihbibliotheken (entsprechend einer Verschiebung der Lektüreinteressen auf politische Literatur¹⁶⁸) zu konstatieren, wobei buchhändlerische und bildungspolitische Faktoren ausschlaggebend sind: die allgemeinen Buchpreise sowie Klassikerausgaben verbilligten sich zunehmend, die Konkurrenz durch neue Modelle wie wandernde Leihbibliothekare wuchs, zudem vollzogen sich die Einführung von Volksbibliotheken und die Entwicklung hin zu einem vermehrten Abdruck von Romanen in Journalen und Zeitschriften.¹⁶⁹ Nichtsdestotrotz spricht Alberto Martino in seinem Beitrag von der Leihbibliothek immer noch als der bedeutendsten Institution des literarischen Lebens im 19. Jahrhundert.¹⁷⁰

Dass allgemein diese Verbreitung des Lesens durch die genannten Institutionen und Organisationsformen zahlreiche Kritiker (ebenso wie Befürworter) auf den Plan rief, ist leicht ersichtlich:

„Wo jedermann mit Grund die Fähigkeit des Lesens angesonnen werden kann (wenn auch freilich noch längst nicht jedermann tatsächlich lesen kann), wo die Abhängigkeit des Einzelnen von einem Erzähler oder Vorleser stark abnimmt, dort ist nicht mehr leicht zu überschauen, wer was wie, in welcher Absicht, wie oft und wie lange liest.“¹⁷¹

Mit der Tendenz der Anonymisierung und Isolierung in Form privater Lektüre im Privaten korreliert das öffentliche Interesse an Lektüreregulierung; die Lesesucht-Debatten erwachsen aus der Skepsis gegenüber einer bewussten Negation von (eben erst errungener) Öffentlichkeit. Auch deshalb wird in Texten immer wieder die Frage nach dem richtigen Leser durchexerziert.

¹⁶⁸ Vgl. Martino 1977, S. 9.

¹⁶⁹ Vgl. Martino 1980, S. 92.

¹⁷⁰ Vgl. Martino 1977, S. 1.

¹⁷¹ Stockhammer, Robert: Leseerzählungen. Alternativen zum hermeneutischen Verfahren. Stuttgart: M & P 1991, S. 20 [im Folgenden abgekürzt mit: Stockhammer 1991].

2.4. Frauen und Lesen

Das Aufklärungsjahrhundert hat entscheidend zur Herausbildung und Entfaltung eines weiblichen Lesepublikums beigetragen. Zuvor waren die Dominanz des Lateinischen sowie ein Ausgrenzen von Frauen aus den Bildungsinstitutionen Barrieren dafür gewesen. Lektüre von Frauen hatte folglich in der Aufklärung stark kompensatorisch-erzieherischen Charakter: im Fokus stand die Bildsamkeit der Frau, woraus sich Lektüreforderungen und Leseverbote ableiteten; die Auswahl der Lesestoffe diente der Konstituierung und Modellierung weiblicher Geschlechterrollen.¹⁷² Grundvoraussetzung der lesenden Frau war die bürgerliche Arbeitsteilung: durch Verlagerung von Arbeit außerhalb des häuslichen Kontexts wurden Frauen von produktiver Tätigkeit entbunden (erinnert sei an den traditionell ‚rezeptiven‘ Charakter von Lektüre) und frei für (vorwiegend belletristische) Lektüre.¹⁷³ Das weibliche Lesen entwickelte sich weitgehend zu Hause, in einem privat-intimen, nicht öffentlichen Raum. Letztlich war dies auch ein Grund, weshalb sich kritische Stimmen vor allem an das Lesen der Frauen richteten.¹⁷⁴

Im 19. Jahrhundert existierte in den gesellschaftlichen Kreisen noch eine strikte und genderspezifische Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit. Lesen bedeutete für Mädchen und junge Frauen aus den bürgerlichen Schichten eine Möglichkeit, sich dem engen Kreis von Häuslichkeit und Familie zu entziehen. In der Lektüre konnten sie sich in eine andere Welt hineinräumen, Phantasien ausleben, oder Wissen erwerben und ihre intellektuelle Neugier befriedigen – man kann von einer evasorisch-kompensatorischen Motivation sprechen.¹⁷⁵

Mit Blick auf den erwarteten Lektüre-Nutzen sowie die Lese-Motive von Frauen formuliert Schön:

„Dass dabei die Leserinnen – junge Mädchen wie erwachsene Frauen – sich hier im Medium literarischer Phantasien ersatzhaft jene Handlungsmöglichkeiten erschließen wollen, die ihnen aufgrund der zu dieser Zeit erfolgenden Differenzierung der

¹⁷² Vgl. Brandes, Helga: Die Entstehung eines weiblichen Lesepublikums im 18. Jahrhundert. Von den Frauenzimmerbibliotheken zu den literarischen Damengesellschaften. In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England und Frankreich. Tübingen: Narr 1994, S. 125ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Brandes 1994].

¹⁷³ Vgl. Schön 1987, S. 43.

¹⁷⁴ Vgl. Schön 1999, S. 34 sowie Lyons, Martyn: Die neuen Leser im 19. Jahrhundert: Frauen, Kinder, Arbeiter. In: Chartier, Roger / Cavallo, Guglielmo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/New York: Campus 1999, S. 465 [im Folgenden abgekürzt mit: Lyons 1999].

¹⁷⁵ Vgl. Barth 2002, S. 13 und 26f.

Geschlechtscharaktere in der realen Alltagswelt vielleicht sogar mehr als früher versagt sind, mag dabei die speziellen Motivationen für die Zuwendung zu Literatur ergeben.“¹⁷⁶

Unter einem geschlechtsspezifischen Ansatz kommen Hartmut Eggert und Christine Garbe in ihrer Publikation zur literarischen Sozialisation zum Schluss, dass ein literarisch-ästhetisches Lesen (bei dem das unterhaltsame Leseerlebnis selbst im Vordergrund stand) – im Unterschied zum pragmatisch-motivierten – in der bürgerlichen Gesellschaft ab dem 18. Jahrhundert eine Domäne der Frauen war. Bedingt war dies durch veränderte sozial- und kulturhistorische Konstellationen (Verlagerung von Arbeit aus den weiblichen Haushalt). Allerdings war die Reglementierung weiblicher Lesebedürfnisse zentrales Anliegen der sogenannten ‚Lesesucht‘-Debatten.¹⁷⁷ Engelsing sieht im weiblichen Lesen ebenso den entscheidenden Faktor für den Buchmarkt:

„Dem schöngeistigen Schriftsteller lag daran, zum Gefühl des Lesers vorzudringen und damit in ihn selbst einzudringen, den Beifall seiner Empfindungen zu erringen, bevor er urteilte. Daher unterließ er es, wie vordem die Hersteller erbaulicher und gelehrter Literatur Bedingungen und Konsequenzen einzukalkulieren, die außerhalb der bloßen und unmittelbaren Wirkung der Lektüre lagen und diese womöglich beeinträchtigten. In der Belletristik wurde das Lesen aus einem Mittel zum Zweck zum Selbstzweck. Die Abkehr von der gelehrten und unterweisenden zur bildenden und genießerischen Lektüre ging aber vor allem daraus hervor, dass durch den Anspruch der Frau auf einen Anteil an der Kultur eine neue Gruppe von Lesern und neue Methoden des Lesens aufkamen, die dem Kulturideal weibliche Eigenschaften mitteilte. Die Belletristik setzte sich deshalb durch, weil die Frau Leserin und Richterin des Geschmacks wurde. [...] Der Anstieg der Produktion schöngeistiger Bücher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lieferte daher ein Anzeichen für den wachsenden Einfluss der Frau auf das kulturelle Leben der Nation.“¹⁷⁸

Die Entwicklung des Lesens und der Literatur sowie die Entwicklung der Rolle der Frau hatten für Engelsing wechselseitigen Einfluss aufeinander. Barbara Becker-Cantarino spricht von einer ‚Feminisierung der Literatur‘: gemäß den Lektürepräferenzen des wachsenden Frauenanteils am Lesepublikum habe sich zwischen Empfindsamkeit und Romantik jene ‚schöne Literatur‘ konstituiert, welche die religiös-erbauliche und didaktisch-gelehrte Literatur in die Sparte der Fachliteratur

¹⁷⁶ Schön 1987, S. 43.

¹⁷⁷ Vgl. Eggert/Garbe 1995, S. 80f.

¹⁷⁸ Engelsing 1974, S. 299.

zurückgedrängt habe.¹⁷⁹ Unter einer ähnlich genderspezifischen Perspektive untersucht Susanne Barth das Lesen vor dem Hintergrund weiblicher Persönlichkeitsentwicklung, speziell mit Fokus auf den Wandel der Frauenrolle. Ihre Publikation zu *Mädchenlektüren* widmet sich der Rekonstruktion der zeitgenössisch-historischen Leserin und ihren Lektüren im 19. Jahrhundert. In mädchenpädagogische, in frauenmedizinische Schriften, aber auch in fiktionale Literatur hätten sich demnach Lesediskurse eingeschrieben, die den Stellenwert von Weiblichkeit und Gesellschaftlichkeit verhandeln; die Kulturerfahrung ‚Lesen‘ erscheint dabei für den Prozess der Frauenemanzipation im 19. Jahrhundert wesentlich.¹⁸⁰ Barth schlussfolgert, dass ein von Jean-Jacques Rousseau ausgehendes Paradigma von der weiblichen Sonderanthropologie seit Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend Einfluss gewonnen habe, vor allem in medizinischen und pädagogischen Diskursen.¹⁸¹ Die Debatten rund um das Lesen aufgrund der veränderten Situation am Buchmarkt sind so vor allem genderspezifisch zu diskutieren. In Gegenüberstellung zu den Lesegesellschaften der Aufklärung, von denen Frauen weitgehend ausgeschlossen blieben, ist die Tatsache von Bedeutung, dass Frauen zum Haupt-Publikum der Leihbibliotheken zählten und ihnen belletristische Unterhaltungslektüre dort zugänglich gemacht wurde.¹⁸²

Eine lesende Frau, die zudem als Schriftstellerin in prominente Erscheinung tritt, ist das in E.T.A. Hoffmanns gleichlautender Erzählung auftretende Fräulein von Scuderi, welches als Hobby-Detektivin im Verlauf der Handlung immer wieder kleine Zettel zu lesen bekommt und die Kriminalhandlung – wenn auch mit großer Hilfe des sich selbst erklärenden Oliver – schlussendlich löst.¹⁸³

¹⁷⁹ Vgl. Becker-Cantarino, Barbara: Schriftstellerinnen der Romantik. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 200f. [im Folgenden abgekürzt mit: Becker-Cantarino 2010].

¹⁸⁰ Vgl. Barth 2002, S. 14.

¹⁸¹ Vgl. ebd., S. 40ff.

¹⁸² Vgl. Jäger/Schönert 1980, S. 15.

¹⁸³ Vgl. Hoffmann, E.T.A.: Das Fräulein von Scuderi. In: Hoffmanns Werke in drei Bänden. Zweiter Band. Erzählungen – Märchen. Ausgewählt und eingeleitet von Gerhard Schneider. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1986 (Bibliothek Deutscher Klassiker), S. 71-140 [im Folgenden abgekürzt mit: Hoffmann, *Das Fräulein von Scuderi*].

3. Lese-Szenen in der Romantik

Dass Technik und Kunst des Lesens vielfach amplifiziert und in der Romantik facettenreich mit Bedeutung aufgeladen worden sind, wurde an mehreren Stellen veranschaulicht. Für Friedrich Schlegel war Lesen Triebbefriedigung und ähnlich einem körperlichen Grundbedürfnis:

Lesen heißt den philologischen Trieb befriedigen, sich selbst literarisch affizieren. Aus reiner Philosophie oder Poesie ohne Philologie kann man wohl nicht lesen.¹⁸⁴

Schlegel betont im 391. Athenäums-Fragment den Aspekt des Lesetriebes neben dem Affektiven, wobei er eine intellektuelle Affinität zur Literarizität des Gelesenen geradezu einfordert: von purer Poesie ohne Philologie hält er nichts; ein reines naiv-unreflektiertes Lesen sei schlicht kein Lesen. Dieses Pochen auf den nahezu sprachwissenschaftlich-reflexiven Zugang zur Lektüre kann man als Ablehnung einer stumpfen Beriesel-Literatur werten, wie sie infolge der belletristischen Taschenbücherflut zu dieser Zeit um sich griff. Volckmann und Köhler dagegen entbinden das Lesen von allen intellektuellen Ansprüchen, vielmehr sehen sie im Lesen die Suche nach Glück, einen paradiesischen Vorgang sozusagen, und verweisen auf das obsessiv-immersive Leseerleben Jugendlicher. Dennoch stellen sie die Frage in den Raum, ob nicht die LeserIn den Anti-Typus der AbenteurerIn darstelle: diese durchstreife ruhelos und mutig die Welt, die LeserIn dagegen brüte über dem Buch, Bewegung finde bestenfalls im Inneren statt.¹⁸⁵ Die Frage nach inneren und äußeren Bewegungen der LeserIn verweist auf das moderne Feld der Medienwirkungsforschung: Werner Graf bezweifelt in diesem Zusammenhang, ob Literatur überhaupt eine nachgewiesene Wirkung habe – selbst heute noch gebe es Skeptiker.¹⁸⁶ Anhand solcher Stimmen aus der Literatur wird deutlich, dass an kaum einen anderen Begriff wie jenen des Lesens sowie an die Praxis des Lesens derartig viele unterschiedliche Vorstellungen (*wo und wann, in welcher Haltung*), Erwartungen (*wozu, mit welchem Ziel*) oder auch Ansprüche (*richtige Lektüre*) gerichtet werden.

¹⁸⁴ Schlegel, *Athenäums-Fragmente*, S. 243.

¹⁸⁵ Vgl. Volckmann/Köhler 2013, S. 33ff.

¹⁸⁶ Vgl. Graf, Werner: Zur Emotionalität des Lesens. Aussagen von Lesern zur Wirkung von fiktionaler Literatur. In: Boesken, Gesine / Schaffers, Uta (Hg.): *Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bildung – Vermittlung*. Festschrift für Erich Schön. Berlin: LIT 2013 (Leseforschung 3), S. 281ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Graf 2013].

Lesen wurde wiederholt mit dem Akt des Erkennens korreliert. Manguel schreibt mit Berufung auf Marcus Tullius Cicero, Aurelius Augustinus und Thomas von Aquin, Lesen beginne mit den Augen.¹⁸⁷ Aufgrund früher physiologischer Vorstellungen galt das Sehen als eigentliches Erkennen, und auch für die Romantik erschien Visualität als primärer Erkenntnisinn, wobei über das Motiv der Augen die Erkenntnisfähigkeit oftmals problematisiert wurde – paradigmatisch lässt sich Hoffmann mit seinem *Sandmann* an dieser Stelle anführen.

In seiner vielzitierten Publikation *Geschichte des Lesens* unternimmt Manguel einen Streifzug durch die Welt verschiedenster prominenter LeserInnen und Lektüren. Er spricht vom ‚einsamen Lesen‘, vom ‚verbotenen Lesen‘ oder vom ‚Übersetzer als Leser‘. Alternativ verfährt Bickenbach in seiner jüngeren *Inneren Geschichte des Lesens*, in der er die Geschichte des Lesens zwischen den beiden Polen lautes-stilles sowie langsames-schnelles Lesen verortet; Bickenbach zufolge habe Christoph Martin Wieland als Kommentar zu Lucian eindeutig dem lauten Lesen den Vorzug gegeben: alle Dichter und Schriftsteller von Wert und Talent müssten laut gelesen werden.¹⁸⁸ Dieses laute Lesen war der antiken Gewohnheit insofern geschuldet, als laut artikuliertes Lesen dabei half, den Sinn eines Textes besser zu erfassen – zu einer Zeit, als Satzzeichen sowie eine Trennung der Wörter noch nicht in der heutigen Form existierten. Auch Schön resümiert, dass das antike laute Lesen eine kommunikative (Vorlesen für andere), eine mnemotechnische (Einprägung des Textes durch Inklusion des Körpers) sowie eine diätetische Funktion (heilsame Wirkung auf den Körper) erfüllt habe. Der argentinische Schriftsteller und Bibliothekar Jorge Luis Borges erzählt in seinem Essay *Vom Bücherkult*, dass überhaupt erst Ambrosius von Mailand als erster stiller Leser galt, worüber auch Augustinus in seinen *Bekenntnissen* Aufschluss gibt¹⁸⁹:

¹⁸⁷ Vgl. Manguel 2000, S. 40.

¹⁸⁸ Manguel selbst spricht von seinem Werk als einem eklektischen Buch. Vgl. Manguel 2000, S. 365 sowie zu Wielands Kommentar vgl. Bickenbach 1999, S. 11 und 21, bzw. Lucians von Samosata *Sämtliche Werke*. 6. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von C. M. Wieland. Wien/Prag: Franz Haas 1798, S. 37. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ7588501> [zuletzt aufgerufen am 13.05.2017].

¹⁸⁹ Vgl. Borges, Jorge Luis: *Inquisitionen*. Essays 1941 – 1952. Übersetzt von Karl August Horst und Gisbert Haefs. Frankfurt: Fischer 1992, S. 123f. [im Folgenden abgekürzt mit: Borges 1992]. Griep zufolge finden sich allerdings Stellen bei Euripides und Aristophanes, die durchaus auch ein stilles Lesen im 5. Jahrhundert v. Chr. nahelegen. Vgl. Griep 2005, S. 68ff und Schön 1987, S. 107f.

„Las er [Ambrosius, Anm. d. Verf.] aber, so glitten seine Augen über die Seiten, und sein Herz ergründete den Sinn, Stimme und Lippen aber schwiegen. Oft, wenn wir anwesend waren – es war niemandem verwehrt einzutreten und eine Anmeldung der Besucher nicht üblich –, sahen wir zu, wie er so schweigend las, immer nur schweigend [...].“¹⁹⁰

Augustinus war damals fasziniert von diesem stillen Lesen. Eine Bewertung einer solchen Opposition (stilles Lesen sei wertvoller als artikuliertes) ist jedoch problematisch: Ein stilles Lesen kann als Verlust der Sinnlichkeit verstanden werden, als defizitäres Surrogat ganzheitlicher Lektüre (wie bei Schön¹⁹¹), es kann dagegen ebenso gut als Errungenschaft des ‚verinnerlichenden‘, verstehenden Lesens privilegiert werden.¹⁹²

Chartier stellt sich klar auf die Seite der Befürworter: „Die stille Lektüre eröffnet einen Umgang mit dem Geschriebenen, der freier, heimlicher, völlig innerlich sein kann.“¹⁹³ In einer Relativierung der These von Ambrosius als erstem stillen Leser gibt Chartier aber zu bedenken, dass Formen stiller Lektüre schon in der Antike verbreitet gewesen seien; die Überraschung des Augustinus müsse sich demnach vielmehr auf die unübliche Form des einsamen Lesens ganz außerhalb jeder Öffentlichkeit und ohne jeden Zuhörer beziehen.¹⁹⁴ Bis ins Mittelalter hinein war das laute, artikuliert Lesen die Regel. Die Ablösung durch das stille, internalisierte Lesen als dominanter Form, eine Entkörperlichung zugunsten einer Dominanz des Kognitiven, war ein Vorgang über mehrere Jahrhunderte (wobei die Wahl des jeweiligen Lese-Modus oft auch von der Lektüre abhängig gemacht wurde). Zudem war lautes Lesen speziell solcher Texte üblich, deren Inhalt ohnehin völlig bekannt und vertraut war (oder auch auf deren tatsächliches Verstehen man verzichtete), beispielsweise bei den kanonisierten religiösen Texten. Lautes Lesen und Wiederholungslektüre müssen folglich zusammen gedacht werden, wie auch beider Verschwinden zur gleichen Zeit deutlich macht und letztlich eine Bewegung ist.¹⁹⁵

Als Einleitung seiner *Geschichte des Lesens*, welche Manguel scheinbar paradox mit ‚Die letzte Seite‘ betitelt (möglicherweise, um konservativ-statische Vorstellungen

¹⁹⁰ Augustinus, Aurelius: Bekenntnisse. Vollständige Ausgabe, eingeleitet und übertragen von Wilhelm Thimme. Zürich/Stuttgart: Artemis 1950 (Augustinus' Werke, Band 1), S. 138 [im Folgenden abgekürzt mit: Augustinus: *Bekenntnisse*] und vgl. Borges 1992, S. 123f.

¹⁹¹ Vgl. Schön 1987, S. 107f.

¹⁹² Vgl. Bickenbach 1999, S. 22.

¹⁹³ Chartier 1990, S. 37.

¹⁹⁴ Vgl. Chartier 1990, S. 163.

¹⁹⁵ Vgl. Schön 1987, S. 100ff.

einer absoluten Chronologie einer Lesegeschichte zu unterlaufen), skizziert er anhand ausgesuchter bildlicher Darstellungen unterschiedliche Haltungen und Posen des Lesens: der junge Aristoteles mit verschlungenen Beinen, den Kopf auf die linke Hand gestützt, gelangweilt in eine Schriftrolle auf seinem Schoß versunken; zwei Studenten des 12. Jahrhunderts schlagen eine Passage in ihren Büchern nach, kurz vor einer wichtigen Prüfung; der blinde Jorge Luis Borges presst konzentriert die Lider zusammen, um die Worte eines Vorlesers deutlicher hören und besser verstehen zu können.¹⁹⁶ Manguels subjektive Auswahl diverser Leseszenen, unterschiedlicher Lese-Haltungen und Lektüre-Posen, verschiedener Lektüren und räumlicher Lese-Umfelder veranschaulicht die Vielgestaltigkeit des Lesens.

Möglichkeiten, Lektüre und ihre LeserInnen zu klassifizieren und nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen, gibt es viele. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit will die vorliegende Arbeit einen Streifzug durch romantische Novellen und Erzählungen unternehmen, um Lese-Szenen aufzuspüren. Es wurde argumentiert, die Romantik als Medienkrise zu betrachten, in der sich neben gesellschaftspolitischen und sozialen Veränderungsprozessen ein Wandel in der Lektüre, im Verständnis vom Lesen und im Bild von der LeserIn vollzogen hat. Die Lese-Szene selbst ist dabei ein komplexes Phänomen: sozial-, mentalitäts- und kulturgeschichtliche Kontexte, individuelle und situative Bedürfnisse der Lesenden sowie Funktionen der Lektüre beeinflussen und präformieren den jeweils individuellen Lese-Akt, bestimmen die Lese-Szene.¹⁹⁷ Diese neue Vielstimmigkeit und Diversität des Lesediskurses auch in den Texten abgebildet aufzeigen zu können, ist Ziel dieses Kapitels.

In Lese-Szenen innerhalb literarischer Darstellungen begegnen sich zwangsläufig zwei Lese-Subjekte. Robert Stockhammer schreibt:

„Der fiktionale Leser ermöglicht dem jeweiligen realen, der von ihm liest, bei der Lektüre seinem eigenen Zustand zu begegnen. Und dies auch dann, wenn er ein wesentlich anderer ist, zu anderem [sic!] Zeit an anderem Ort liest, ein anderes Alter hat oder dem anderen Geschlecht angehört. [...] Zwischen dem Leser im Text und dem Leser des Texts besteht ein Spannungsverhältnis von Differenz und Identität.“¹⁹⁸

Unter solchen Vorzeichen ist die Behandlung von Lese-Szenen für die eigene Identität spannend – Lesen rückt erneut in die Nähe des eigenen Lebens.

¹⁹⁶ Vgl. Manguel 2000, S. 11ff.

¹⁹⁷ Vgl. Graf 2013, S. 283.

¹⁹⁸ Stockhammer 1991, S. 11.

3.1. Vorgeschichte: Von Büchern in Büchern

Die Romantik war in mehrfacher Hinsicht eine Reaktion auf unterschiedlichste Strömungen und Geisteshaltungen; ihr Selbstverständnis, das programmatische Autonomiepostulat oder die Kultur der Innerlichkeit lassen sich aus dem Sehnsuchtsgefühl nach Ganzheitlichkeit infolge politischer, ökonomischer und gesellschaftlicher Umwälzungen verstehen. Deshalb widmet sich dieser ‚Prolog‘ für die ‚Lese-Szenen in der Romantik‘ auch Figurationen des Lesens in Texten des 18. Jahrhunderts, beziehungsweise generell dem Motiv des Buchs im Buch.

Das Buch als haptischer Gegenstand hatte schon vor Jahrtausenden im Alten Orient heiligen Charakter. Ebenso wurde das Buch im Christentum (paradigmatisch anhand der Bibel) sakralisiert, im abendländischen Mittelalter vermischten sich religiöse und literarische Buchmetaphorik. In der Literatur des 18. Jahrhunderts, so Uwe Japp, habe sich das Buch im Buch als beliebtes Motiv etabliert; die LeserIn mache die Erfahrung, dass ihre lesende Tätigkeit verdoppelt und gespiegelt werde.¹⁹⁹

Der komische Roman der Aufklärung nutzte das Lektüremotiv als Entwicklungsmoment der Handlung, wobei er sich durch das spätere Thematisieren von Leseerfahrung vom barocken oder galanten Roman abhob; Lesen in Büchern hatte im komischen Roman auf die Helden die Wirkung erhöhter Einbildungskraft; exemplarisch stehen dafür Christoph Martin Wielands *Don Sylvio*, Karl Philipp Moritz‘ *Anton Reiser* oder auch Miguel Cervantes‘ *Don Quijote*. Dieses neuartige Problematisieren von Lesen und Einbildungskraft in den Romanen korrelierte mit einem Wandel der Phantasietheorie beziehungsweise aufklärerischen Überlegungen zur Einbildungskraft im 18. Jahrhundert.²⁰⁰

Vor dem Hintergrund der Diagnose des Historikers Reinhart Koselleck, demnach um 1800 im Bewusstsein des europäischen Menschen die Kluft zwischen Erfahrung und Erwartung, zwischen gegenwärtiger Vergangenheit und vergegenwärtigter Zukunft vergrößert worden sei, erschien die neue säkularisierte Zukunftsoffenheit einerseits als Quelle optimistischer Hoffnung, andererseits aber als Quelle steter Beunruhigung. Phantasie galt als jene Eigenschaft, in der sich diese Kluft besonders tief ausdrückte,

¹⁹⁹ Vgl. Japp, Uwe: Das Buch im Buch. Eine Figur des literarischen Hermetismus. In: Deupmann, Christoph / Scherer, Stefan / Stockinger, Claudia: *Ironien der Hermeneutik*. Heidelberg: Winter 2013 (Beiträge zur Neueren Literaturgeschichte 316), S. 11ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Japp 2013].

²⁰⁰ Vgl. Bracht 1987, S. 296f.

gleichwohl sie zugleich das Medium ihrer Aufhebung war.²⁰¹ Einbildungskraft und Phantasie bildeten somit einerseits ein Gefahrenpotential, andererseits war ihnen aber eine höhere Wahrheit, eine metaphysische Erlösung inhärent. Das 18. Jahrhundert, so konstatiert Edgar Bracht, habe sich zumeist zu Lasten der Phantasie entschieden: Es zeige, wie Protagonisten in ihrer Lebenswirklichkeit, von in Lektüre geweckten Erwartungen verstört und irritiert, zugrunde gehen.²⁰²

Paradigmatisch kann die Bewertung von Lektüre der Lotte in Goethes *Werther* stehen. Im Brief vom 16. Juni heißt es:

„Wie ich jünger war“, sagte sie, „liebte ich nichts so sehr als Romane. Weiß Gott wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags in so ein Eckchen setzen, und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unstern einer Miß Jenny Theil nehmen konnte. Ich läugne auch nicht, dass die Art noch einige Reize für mich hat; Doch da ich so selten an ein Buch komme, so muss es doch recht nach meinem Geschmack sein. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wieder finde, bei dem es zugeht wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freylich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.“²⁰³

In ihrer Jugend scheint Lotte in der für *Werther* immer noch richtigen Art gelesen zu haben: einfühlsam und immersiv. Etwaige Lesesucht-Debatten sowie pädagogisch imprägnierte Verwerflichkeits-Diskurse rund um die Lektüre von Heranwachsenden oder Frauen sind in der superlativen Unverhältnismäßigkeit ihres jugendlichen Lesens angesprochen, wenn sie nichts so sehr liebte wie Romane. Allerdings hat Lotte eine Entwicklung vollzogen: ihr Lesen ist nun souverän und selektiv, sie beherrscht offenbar die Kunst, nicht zu lesen; zentrales Kriterium ist jene aufklärungstypische Kategorie des Geschmacks. Lotte liest zudem im häuslichen Eckchen, während Werthers bevorzugte Lese-Orte in der idyllischen freien Natur liegen.²⁰⁴ Dennoch wirkt Lotte durch ihre Lese-Haltung in dieser Szene beschränkt und nahezu domestiziert: zwar wird sie in keiner Weise gefährlich affiziert oder weist pathologische Züge einer allzu evasorischen Lektüre auf, doch ihr Preis ist jener der verkappten Subjektivität. Lesen dient ihr nicht als erweiterter Spielraum des eigenen

²⁰¹ Vgl. Bracht 1987, S. 304f.

²⁰² Vgl. ebd., S. 306.

²⁰³ Goethe, Johann Wolfgang: Die Leiden des jungen Werthers. In: Ders.: Die Leiden des jungen Werthers, Die Wahlverwandtschaften, Kleine Prosa, Epen. Hg. v. Waltraud Wiethölter. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1994 (Johann Wolfgang von Goethe, Sämtliche Werke, Band 8), S. 45 [im Folgenden abgekürzt mit: Goethe, *Die Leiden des jungen Werthers*].

²⁰⁴ Vgl. Bracht 1987, S. 544f. sowie Nelles 2002, S. 190.

Selbst, als literarisches Experimentierfeld neuer Identitäts-Modelle und Persönlichkeits-Rollen durch identifikatorisches Mitleben mit literarischen Personen. Lotte möchte am liebsten einfach über sich selbst lesen. Das Potential zur Potenzierung des eigenen Lebens in der Literatur, zur Entwicklung einer emanzipierteren Subjektivität infolge fruchtbringender Engführung des Lesens mit dem eigenen Leben bleibt bei ihr ungenutzt; folgerichtig besteht Lottes ganze Glückseligkeit immer noch in der eigenen begrenzten Häuslichkeit.

Die Idee des Buchs im Buch, vorerst unabhängig davon, was die Protagonisten daraus machen, ist folgenreich:

„Erst in [dieser] Situation [...] findet die eigentliche Verdoppelung statt: was wir tun, lesen nämlich, geschieht nun auch im Buch, das wir aufgeschlagen vor uns haben, und es hat seine Folgen. Das Buch als Metapher für Wissen und Welterfahrung beginnt sich zu spiegeln, will sagen: zu reflektieren. Das Buch ist hier mehr als nur ein Requisit, es wird Motiv oder Handlungsmoment in einem größeren Erzählszusammenhang, es wird zum Teil der Handlung, ja kann sogar selbst wieder zum Thema werden. Der Leser begegnet seinem eigenen Zustand.“²⁰⁵

Vor allem für die deutsche Frühromantik war dieses Bewusstsein für die Bedeutung des Buchs und damit des Lesens für den Protagonisten konstitutiv. Literatur, so erkannte die Romantik mit ihrem gesteigerten und reflektierten Bildungsbewusstsein, dränge danach, sich in sich selbst zu spiegeln – auf naive Weise ließ sich von da an kaum mehr schreiben, ebenso wenig lesen.²⁰⁶

In den folgenden Kapiteln wird versucht, Rezeption allgemein und ‚das Lesen‘ nach unterschiedlichen Grundhaltungen und Einstellungen zur Lektüre katalogartig einzuteilen. Zwangsläufig können sich bei der Einordnung von Lese-Szenen Überschneidungsmöglichkeiten ergeben.

²⁰⁵ Nelles 2002, S. 26.

²⁰⁶ Vgl. ebd., S. 27.

3.2. Empathisches Lesen als Immersion

Empathisches Lesen als Immersion meint auf einer untersten Ebene (wollte man sie der Bewusstheit und Komplexität des Lesens nach reihen) ein naives, unreflektiertes Lesen, welches sich seiner selbst nicht bewusst ist. Scheinbar unbedeutende Erwähnungen von Lese-Szenen müssen demzufolge nicht zwangsläufig Symptome tiefgehender Diskurse über Lektüregewohnheiten oder Schriftlichkeit darstellen. Pierre Bourdieu fragt in seinem Vortrag *Lektüre, Leser, Gebildete, Literatur* allerdings eher skeptisch danach, ob man einen Text lesen könne, ohne sich selbst zu fragen, was lesen genau heißt.²⁰⁷

In Joseph Eichendorffs Novelle *Aus dem Leben eines Taugenichts* aus dem Jahr 1826 sind Einfachheit und Naivität (trotz der Kunstfertigkeit des Textes) Programm. Angelehnt an das Muster des Schelmen- und Entwicklungsromans sowie Bezug nehmend auf die beliebte Reiseliteratur wandert der Protagonist unbekümmert durch die Welt und findet nach einer Serie von Täuschungen und Verwechslungen sein Liebesglück.²⁰⁸ Mühevoller Arbeitsalltag oder Zwänge von außen gibt es keine, stattdessen wirkt der ‚Held‘ in eine Welt friedlicher Eintracht gesetzt:

Oder ich legte mich an schwülen Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles so still war, dass man nur die Bienen sumsen hörte, und sah zu wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zuflogen und die Gräser und Blumen sich hin und her bewegten, und gedachte an die Dame, und da geschah es denn oft, dass die schöne Frau mit der Gitarre oder einem Buche in der Ferne wirklich durch den Garten zog, so still, groß und freundlich wie ein Engelsbild, sodass ich nicht recht wusste, ob ich träumte oder wachte.²⁰⁹

Lesen erscheint implizit durch die Erwähnung des Buches, wird aber durch die Nähe zur Gitarre und zum Garten als Inbegriff eines kontemplativen, jeder aktiven Tätigkeit absagenden Vorgangs präsentiert. Das Buch ist kein Tor zu entfernten imaginierten Abenteuern, zu neuen Welten oder zur explorativen Ich-Erweiterung, sondern lediglich Requisit und Attribut des Müßiggangs. Gefahr geht von einer solchen unschuldigen Lektürehaltung nicht aus, ebenso wenig birgt ein solches Lesen

²⁰⁷ Vgl. Bourdieu, Pierre: Rede und Antwort. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs. Frankfurt: Suhrkamp 1992, S. 119 [im Folgenden abgekürzt mit: Bourdieu 1992].

²⁰⁸ Vgl. Moering, Renate: Joseph von Eichendorff. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 196f. [im Folgenden abgekürzt mit: Moering 2010].

²⁰⁹ Eichendorff, Joseph von: Aus dem Leben eines Taugenichts. In: Ders.: Ahnung und Gegenwart. Erzählungen. Hg. v. Wolfgang Frühwald und Brigitte Schillbach. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1985 (Joseph von Eichendorff, Werke, Band 2), S. 454 [im Folgenden abgekürzt mit: Eichendorff, *Aus dem Leben eines Taugenichts*].

Risiken des Selbst-Verlusts. Eichendorffs Dame präsentiert in diesem Ausschnitt eine scheinbar vor-romantische Unbekümmertheit im Umgang mit Lektüre; Schriftlichkeit ist noch gänzlich unproblematisch – von einer Medienkrise nichts zu spüren. Die Lese-Szene verbindet folglich mehrere Aspekte: die Frau als typische Leserin, Lesen als idyllische Entspannung, als emotional-beruhigende, ja meditativ-unschuldige Freizeitbeschäftigung, als würde man einem Gitarrenspiel nachgehen. Naives Lesen und empathische Lektüre als Immersion stellen sich in dieser Szene als Versenkung in das Buch dar, ohne dabei reflexiv das Lesen an sich oder die Lektüre zu problematisieren. Der *Taugenichts* präsentiert sich als idyllisch-ursprüngliche Erzählung, der jede (historisch wohl authentische) Verstörung durch Schriftlichkeit oder neues Medialitätsbewusstsein noch fremd ist. Bezeichnenderweise ist die Quelle für Abenteuer- und Räubergeschichten auch nicht die Literatur (deren dominantes Genre tatsächlich diese Art von Belletristik darstellte), sondern vielmehr sind es mündliche Erzählungen:

Wie oft, wenn mir zu Hause meine verstorbene Mutter von wilden Wäldern und martialischen Räubern erzählte, hatte ich mir sonst immer heimlich gewünscht, eine solche Geschichte selbst zu erleben.²¹⁰

Dort, wo die Lektüre von fremden Abenteuern bei Bertha in Ludwig Tiecks *Der blonde Eckbert* (zu diesem Text des vergleichsweise vielgelesenen Autors der Romantik²¹¹ weiter unten) die Sehnsucht ebenso weckt und die Peripetie und Initialzündung für die Katastrophe bildet, bleibt eine solche bei Eichendorff aus. Im *Taugenichts* funktioniert das Kennenlernen der Fremde noch über Oralität, Lesen als Verführung fehlt: stattdessen wird der Ideal- und Urzustand der Oralität zurückimaginiert, von dem noch keine Gefahr ausgeht. Wuthenow dazu lapidar: „Eichendorffs *Taugenichts* jedoch liest ganz gewiss aus anderen Gründen nicht, er spielt geigend durch die Welt.“²¹²

Neben Eichendorffs Ursprünglichkeit lässt sich die biedermeierliche Einfachheit in Tiecks später Novelle *Des Lebens Überfluss* aus dem Jahr 1837 stellen. Darin isoliert sich ein altes Ehepaar von der Außenwelt in einem oberen Stockwerk und verheizt zum Unmut des Vermieters sukzessive die Haustreppe. Erlösung aus dieser Aporie erfolgt schließlich durch einen Freund, der glücklicherweise durch ein in der Not

²¹⁰ Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts, S. 496.

²¹¹ Vgl. Gebhardt, Armin: Ludwig Tieck. Leben und Gesamtwerk des „Königs der Romantik“. Marburg: Tectum Verlag 1997, S. 133 [im Folgenden abgekürzt mit: Gebhardt 1997].

²¹² Wuthenow 1980, S. 16.

veräußertes wertvolles Buch auf die missliche Lage des Paares aufmerksam wird und zu Hilfe eilt.²¹³ Auch dort wird vom Protagonisten Heinrich die Idealität des Oralen zurückimaginiert:

„Aber dein schönes Buch“, sagte Klara, „deine herrliche Dichtung! Hätten wir nur wenigstens eine Abschrift davon behalten können. Wie möchten wir uns daran ergötzen in diesen langen Winterabenden!“ [...] „Lass gut sein, Klärchen“, tröstete der Mann; „wir schwatzen, und das ist noch besser; ich höre den Ton deiner Stimme, du singst mir ein Lied, oder du schlägst gar ein himmlisches Gelächter auf.“²¹⁴

Heinrich sucht keine mutigen Abenteuer in neuen Leseerlebnissen, sondern das unmittelbar Gehörte vom realen Gegenüber solle ihm Trost verschaffen: Klaras Stimme, ihr Gesang, ihr Gelächter. Schriftlichkeit fehlt abermals – wie bei Eichendorff erscheint vielmehr die Musik, einmal das Gitarrenspiel, ein anderes Mal der Gesang, als medialer Inbegriff einfacher Mündlichkeit und idealer Unmittelbarkeit. Lesen auf dieser unteren Ebene ist, sofern es überhaupt als solches thematisiert wird, unschuldiger Zeitvertreib. Ironischerweise erfährt das Schicksal des Paares durch ein Buch eine glückliche Wende, was eine doppelte Lesart eröffnet: zum einen ist es die Lektüre, welche als *deus ex machina* am Ende völlig unvorbereitet den alten Freund auf den Plan ruft. Der Wert des Lesens für das Leben wird sozusagen ganz existentiell begründet, indem durch das eine Buch letztendlich alle Geldsorgen getilgt werden können. Genauer gesagt, so die andere Lesart, bringt aber nicht das Buch, sondern vielmehr der Verkauf des Buchs den finanziell-existenziellen Segen: Tiecks biedermeierliche Novelle müsste man dann schlicht als Absage an das Lesen sowie an die Schriftlichkeit werten. Eine wie auch immer geartete Spannung zwischen der Lektüre und dem Leben ist evident. Es erfordert allerdings ein Mindestmaß an reflexivem Zugang, das Lesen in Bezug zum eigenen Leben zu setzen; Lesen kann dann als unschuldiges Evasorium erscheinen, als träumende Erweiterung des eigenen Lebens. Ähnlich empfindet es Rosa, wenn er an Ludwig Tiecks titelgebenden Protagonisten William Lovell schreibt:

²¹³ Vgl. Hölter, Achim: Ludwig Tieck. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 130 [im Folgenden abgekürzt mit: Hölter 2010].

²¹⁴ Tieck, Ludwig: Des Lebens Überfluß. In: Tiecks Werke in zwei Bänden. Zweiter Band. Die Vogelscheuche – Des Lebens Überfluß – Literaturwissenschaftliche Schriften. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen Deutschen Literatur in Weimar, ausgewählt und eingeleitet von Claus Friedrich Köpp. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1985 (Bibliothek Deutscher Klassiker), S. 324 [im Folgenden abgekürzt mit: Tieck, *Des Lebens Überfluss*].

Sie fangen an, mit Ihrer Geschichte recht amüsant zu werden. Es ist ja alles so schön, wie man es nur im besten Romane verlangen kann. Ich wünsche Ihnen Glück, denn es ist gewiss, dass nichts uns unser trocknes, prosaisches Leben so poetisch macht als irgendeine seltsame Situation, in die wir uns selber versetzen.²¹⁵

Tiecks umfangreicher Briefroman aus den Jahren 1795/96 handelt von der Orientierungskrise eines negativen Helden und artikuliert durch vielfach gebrochene Kommunikationsrelationen eine Skepsis gegenüber Sprache und Text.²¹⁶ Die Kontrastierung des prosaischen Lebens mit der poetischen Lektüre eröffnet einen Widerspruch zwischen Leben und Lesen: das Leben, wo es alltäglich und gewöhnlich wird, erscheint ungenügend und begrenzt, wird zur Schwundstufe alles potentiell Möglichen, von dem man in der Lektüre erfahren hat. Erst die Lektüre ermöglicht Einblicke und Eintritte in fiktive Welten und Situationen, Lesen wird zu einer imaginierten Teilhabe an fremdem Leben. Vor allem diese Doppelung des Lebens, der durch Lektüre plötzlich ermöglichte Blick in alternative Lebensentwürfe waren maßgebliche Motive des Lesens belletristischer Literatur: Rosa selbst möchte sich in die Lage phantasievoller Imagination durch Lektüre versetzen. Der Wunsch, sich von aufregenden Lese-Erlebnissen in die Phantasie entführen zu lassen, verstellt dabei jedoch oftmals einen kritischen und reflexiven Zugang zum eigenen Lesen.

In E.T.A. Hoffmanns später Novelle *Des Vetters Eckfenster* aus dem Jahr 1822 ist der Zugang zur Welt auf einen Fensterblick auf den Berliner Gendarmenmarkt reduziert. Dem Ich-Erzähler fehle das poetische Auge, welches wirklich sehen könne, so zumindest die Meinung des Vetters; stattdessen zeige sich dem Erzähler lediglich ein ungeordnetes und ermüdendes Markt-Gewimmel.²¹⁷ Dementsprechend wird in dieser Novelle ebenfalls unreflektiert-unschuldig gelesen, ohne dass ein hintergründiges Verständnis zum Text oder zur eigenen Lektüre entwickelt würde. Auf dem Markt ist ein einfaches Blumenmädchen von ihrer Lektüre völlig überwältigt:

Sie saß wie in einer dichten Laube von blühenden Geranien und hatte das Buch aufgeschlagen auf dem Schoße, den Kopf in die Hand gestützt. Der Held musste gerade in augenscheinlicher Gefahr oder sonst ein wichtiger Moment der Handlung eingetreten sein; denn höher glühten des Mädchens Wangen, ihre Lippen bebten, sie

²¹⁵ Tieck, Ludwig: William Lovell. Ein Briefroman aus den Jahren 1793-1796. Gekürzte Fassung der Ausgabe von 1828. Mit einem Nachwort von Manfred Schlösser. Darmstadt: Agora 1961, S. 136 [im Folgenden abgekürzt mit: Tieck, *William Lovell*].

²¹⁶ Vgl. Hölter 2010, S. 127ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Hölter 2010].

²¹⁷ Vgl. Apel 2010, S. 104f.

schien ihrer Umgebung ganz entrückt. Vetter, ich will dir die seltsame Schwäche eines Schriftstellers ganz ohne Rücksicht gestehen. Ich war wie festgebannt an die Stelle – ich trippelte hin und her; was mag das Mädchen lesen? Dieser Gedanke beschäftigte meine ganze Seele. Der Geist der Schriftstellereitelkeit regte sich und kitzelte mich mit der Ahnung, dass es eins meiner eigenen Werke sei, was eben jetzt das Mädchen in die phantastische Welt meiner Träumereien versetze.²¹⁸

Hoffmanns Szene scheint vor jene Zeit situiert, als anspruchslose Bücherfluten dilettantischer Gelegenheitsautoren den Berufsstand der Schriftsteller in Misskredit brachten; immerhin existiert ein Geist der Schriftstellereitelkeit. Im weiteren Verlauf der Szene bestätigt sich der Verdacht des vom Stolz gepackten Erzählers. Er fragt daraufhin das Blumenmädchen, wie ihr denn die Lektüre gefalle, und als er sich eitel-erwartungsvoll als dessen Verfasser outet, fällt jene aus allen Wolken²¹⁹:

Es fand sich, dass das Mädchen niemals daran gedacht, dass die Bücher, welche sie lese, vorher gedichtet werden müssten. Der Begriff eines Schriftstellers, eines Dichters war ihr gänzlich fremd, und ich glaube wahrhaftig, bei näherer Nachfrage wäre der fromme kindliche Glaube ans Licht gekommen, dass der liebe Gott die Bücher wachsen ließe wie Pilze.²²⁰

In der Lese-Szene bei Hoffmann sind mehrere Faktoren angesprochen: zum einen eine paradigmatische Lese-Pose, wie sie schon der junge Aristoteles in der Einleitung bei Manguel einnimmt: sitzend, die Lektüre auf dem Schoß (was zu früherer Zeit auch dem Gewicht und dem Format ausladender Folianten geschuldet war), den Kopf sinnierend in die Hand gestützt. Zum anderen wird der immersive (und damit oftmals als Gefahr ausgelegte) Aspekt des Lesens sichtbar: das Mädchen wirkt entrückt und bekommt von der Umgebung nichts mehr mit, der Lesestoff dagegen zeigt aber Wirkungen und greift direkt über, wenn die Wangen des Mädchens erröten und dessen Lippen beben. Lesen als Ersatz-Leben äußert sich sozusagen idealtypisch: der literarische Held, mit dem sich das Mädchen sichtlich identifiziert, erlebt eine emotionale Situation, und in der Rezeption werden die antizipierten physischen Reaktionen gespiegelt; stellvertretend erröten die Lippen des lesenden Mädchens allein durch die Lektüre – wie unmittelbar das Lesen auf das

²¹⁸ Hoffmann, E.T.A.: Des Vettters Eckfenster. In: Ders.: Späte Prosa, Briefe, Tagebücher und Aufzeichnungen, Juristische Schriften, Werke 1814-1822. Hg. v. Gerhard Allroggen u.a. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 2004 (E.T.A. Hoffmann, Sämtliche Werke, Band 6), S. 480 [im Folgenden abgekürzt mit: Hoffmann, *Des Vettters Eckfenster*].

²¹⁹ Vgl. Mörchen, Helmut: „Zufallslektüren“ – Vom Gewicht einiger Texte „aus heiterem Himmel“. In: Boesken, Gesine / Schaffers, Uta (Hg.): Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bildung – Vermittlung. Festschrift für Erich Schön. Berlin: LIT 2013 (Leseforschung 3), S. 107 [im Folgenden abgekürzt mit: Mörchen 2013].

²²⁰ Hoffmann, *Des Vettters Eckfenster*, S. 481.

eigene Leben übergreifen kann, wird an dieser Stelle überdeutlich. Schließlich wird noch die Naivität des Lesens betont, wenn dem Blumenmädchen ihre Lektüre als natürlich gewachsen erscheint. Lesen und Lektüre werden mit dem Attribut des Organischen und Lebedingen assoziiert. Wie Pilze würden die Bücher schließlich wachsen, so der Irrglaube. Dass Bücher dann sehr wohl ein Eigenleben entwickeln können, wenn sie organisch wachsen, liegt auf der Hand. In Hoffmanns Erzählung *Des Vetters Eckfenster* werden sowohl Autor- als auch Leserstereotyp in dieser verdichteten Szene enttäuscht: der belletristische Schriftsteller, das sublime Genie, muss erkennen, dass sein Publikum, welches sich der Autor anfangs noch idealistisch als nach höherer Kultur des Geistes strebend imaginiert, überhaupt keine Vorstellung von Autorschaft besitzt. Der liebe Gott sei allein verantwortlich. Zudem sind Buchgebrauch und Lesekompetenz des Blumenmädchens (der Zeit durchaus entsprechend) mangelhaft; sie liest viel, aber schnell und oberflächlich. Carlos Spoerhase argumentiert, dass diese Anonymisierung des Lesens, die Entkoppelung der traditionellen Trias Autor-Buch-Leser, überhaupt nur vor dem Hintergrund der Praxis der Leihbibliotheken, aus der das Blumenmädchen ihr Exemplar bezogen hat, verständlich werde; diese seien schließlich noch lange bis ins 19. Jahrhundert die übliche Bezugsquelle für belletristische Literatur und Motor einer weiten Verbreitung belletristischer Literatur an eine breitere Leserschicht gewesen.²²¹

Wollen Sie aber, was Sie leider nicht mehr lassen können, in einem neuen Sinn tun, so will ich nicht mehr über den Bedienten schelten, wenn er die Haufen aus der Leihbibliothek bringt. Ja ich erbiere mich selbst für dieses Bedürfnis Ihr Geschäftsträger zu sein, und verspreche Ihnen eine Unzahl der schönsten Komödien aus allen Fächern der Literatur zu senden.²²²

Friedrich Schlegel nimmt in seinem *Gespräch über die Poesie* ebenfalls Bezug auf die Leihbibliothek und ihre Funktion als Verteiler von Literatur. Spoerhase geht so weit zu konstatieren, dass die Lese-Szene in *Des Vetters Eckfenster* generell eine paradigmatische spätromantische Lese-Szene sei: sie stelle nämlich das von belletristischen Leihbibliotheken geprägte spätromantische Lesetum dar, thematisiere

²²¹ Vgl. Spoerhase, Carlos (2009): Die spätromantische Lese-Szene: Das Leihbibliotheksbuch als >Technologie< der Anonymisierung in E.T.A. Hoffmanns *Des Vetters Eckfenster*. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literatur und Geistesgeschichte, Vol. 83 (4), S. 580f. Online verfügbar unter: <https://link-springer-com.uaccess.univie.ac.at/article/10.1007/BF03375683> [zuletzt aufgerufen am 13.05.2017, im Folgenden abgekürzt mit: Spoerhase 2009].

²²² Schlegel, *Gespräch über die Poesie*, S. 175.

die Rolle der Leihbibliothek als literaturvermittelnde Institution und deute die institutionelle Dimension anonymer Autorschaft an.²²³

Ähnlich verhält sich die Lese-Szene in E.T.A. Hoffmanns Nachtstück *Der Sandmann* aus dem Jahr 1816. Der Student Nathanael berichtet seiner Verlobten Clara in mehreren Briefen seine traumatischen Kindheitserinnerungen an den Advokaten Coppelius, den er in Gestalt eines Wetterglashändlers wiederzuerkennen glaubt. Seinem Wahn verfallend, begeht er schließlich Selbstmord.²²⁴ Als Nathanael einmal Clara vorliest, heißt es:

Da fiel dem Nathanael erst ein, dass er ja die Dichtung in der Tasche trage, die er habe vorlesen wollen. Er zog auch sogleich die Blätter hervor und fing an zu lesen: Clara, etwas Langweiliges wie gewöhnlich vermutend und sich darin ergebend, fing an, ruhig zu stricken. Aber so wie immer schwärzer und schwärzer das düstre Gewölk aufstieg, ließ sie den Strickstrumpf sinken und blickte starr dem Nathanael ins Auge. Den riss seine Dichtung unaufhaltsam fort, hochrot färbte seine Wangen die innere Glut, Tränen quollen ihm aus den Augen – Endlich hatte er geschlossen, er stöhnte in tiefer Ermattung [...].²²⁵

Das Vorlesen wird erneut körperlich merkbar, wird zum abermaligen Durchleben, wobei interessant ist, dass nicht Clara es ist, an der sich körperliche Zeichen der Lektüre finden, sondern vielmehr Nathanael selbst als das empfängliche Gemüt erscheint. Clara ist in Erwartung einer langweiligen Lektüre, wie sie es gewohnt ist. Hoffmann könnte an dieser Stelle auf die vormals typische *intensive* Lektüre religiöser Erbauungsschriften anspielen, wo es darum ging, wenige Werke im Sinn eines Gottesdienstes immer wieder zu lesen. Auf ein solches Vorlesen hat Clara wenig Lust. Als jedoch Nathanael mit seiner höchst emphatischen Lektüre beginnt, das Ganze zum individuellen Lese-Erlebnis wird, lässt sich Clara affizieren. Die rationale und hellsichtige Clara (*nomen est omen*) kann ihre emotionalen Regungen jedoch kontrollieren, gefasst und beherrscht blickt sie höchstens dem Nathanael starr in die Augen. Dieser gibt sich dagegen völlig der Lese-Wirkung hin, kann sich nicht abgrenzen. Wo die Bereiche Leben und Lesen verschwimmen und nicht mehr klar voneinander unterschieden werden können, dort gehen diese allzu empathischen Leser meist zugrunde: Nathanael erliegt seiner wachsenden Hysterie und stürzt sich

²²³ Vgl. Spoerhase 2009, S. 5ff.

²²⁴ Vgl. Steinecke, Hartmut: E.T.A. Hoffmann. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 176 [im Folgenden abgekürzt mit: Steinecke 2010].

²²⁵ Hoffmann, E.T.A.: *Der Sandmann*. Historisch-Kritische Edition. Hg. v. Kätarina Latifi. Frankfurt: Stroemfeld 2011, S. 102f. [im Folgenden abgekürzt mit: Hoffmann, *Der Sandmann*].

schlussendlich in den Tod. Was Nathanael nicht zu Wege bringt, besorgt somit Hoffmann: für das Wunderbare ist kein Platz im *Sandmann*, der Erzählprozess endet mit der Tilgung des Widerspruchs zwischen phantastischem Wahn und klarer Realität gleichermaßen wie mit der Tilgung jener Figur, die diesen Widerspruch verkörpert.²²⁶

Dass ein derartiges empathisches Versinken in die Lektüre körperliche Folgen zeitigen kann, zeigt auch eine andere Szene bei Eichendorff, in der sich der Taugenichts wie durch einen Brief seiner Angebeteten verliebt; die physischen Symptome des Verliebt-Seins greifen schon allein durch das Lesen auf ihn über: im Gesicht wird er rot, das Herz schlägt ihm heftig.

Die Augen gingen mir über, als ich das las, vor Entzücken und Schreck und unsäglicher Freude. [...] Dort warf ich mich unter den Haselnusssträuchern ins Gras hin, und las das Briefchen noch einmal, sagte die Worte auswendig für mich hin, und las dann wieder und immer wieder, und die Sonnenstrahlen tanzten zwischen den Blättern hindurch über den Buchstaben, dass sie sich wie goldene und hellgrüne und rote Blüten vor meinen Augen ineinander schlangen.²²⁷

Im redundanten, abermaligen Leser ist das gefährliche Übermaß angelegt, aus dem schließlich kritische Einwände und Diskurse rund um Lesesucht und Lesewut erwachsen werden. Noch dazu mit Entzücken, Schreck und unsäglicher Freude – bei derart starken, sich abrupt um 180 Grad drehenden Affekten in einem schnellen Auf und Ab kann man nachvollziehen, weshalb kritische Zeitgenossen von ungesunder Lektüre sprachen. Wenn schließlich noch ein magisches Farbenspiel den Buchstaben zu entsteigen scheint und sich Blüten ineinanderschlingen, ist eine ‚anselmussche‘ Entrückung in Hoffmanns Zauberwelt rund um den goldenen Topf und dessen Schlänglein nicht mehr weit. Auch wenn diese Gefahren bei Eichendorff bisweilen angelegt scheinen – sie brechen nicht aus. Das völlig kindliche, unreflektierte Gemüt des Taugenichts bewahrt ihn geradezu vor jeglichen Problemen und konserviert ihn in seiner unbekümmerten Einfachheit.

Mit Blick auf weitere Lese-Szenen mutet eine solche kindliche Naivität als Spiel mit dem Feuer an; immer wieder werden diesem naiven Lesen als Immersion, der mitfühlenden und mitlebenden Hingabe an Lektüre negative Wirkungen

²²⁶ Vgl. Freund, Winfried: Literarische Phantastik. Die phantastische Novelle von Tieck bis Storm. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer 1990, S. 85 [im Folgenden abgekürzt mit: Freund 1990].

²²⁷ Eichendorff, *Aus dem Leben eines Taugenichts*, S. 516.

zugeschrieben. Vor diesem Hintergrund sind die pädagogischen Diskurs zu sehen, welche Lesestoff und Leseverhalten von Heranwachsenden und Frauen zu regeln versuchten.

Ich bin heute bei meines Vaters Büchern gewesen und habe da so schöne Geschichten gefunden, dass ich gern ein Gespenst werden möchte. Die Alte sah in das Buch hinein und sagte: Es ist doch sonderbar, dass ich so alt bin und kann nicht lesen, und Du bist nur so ein Kuck in die Welt und kannst es schon; nun hör einmal, wenn du Lust hast, ein Gespenst zu werden, Du kannst dazu kommen, das fällt mir so eben ein, und wir können es brauchen.²²⁸

In Achim von Arnims Novelle *Isabella von Ägypten* aus dem Jahr 1812, die durch ihre Verbindung von Geschichte, Sage und Phantastik als Modellfall phantastischen Erzählens gelten kann, wird auf die wachsenden Lesefähigkeiten der jüngeren Generation Bezug genommen. Die junge Bella ist so angetan von ihrer Lektüre, dass sie ein Gespenst werden möchte, sie wird übernatürlich affiziert – im weiteren Verlauf wird deutlich, dass sie damit der alten Braka die Idee für die Verkleidungsposse liefert, welche die eigentliche Handlung in Gang setzt; die Lektüre wird indirekt zum Movens für die Wirklichkeit. Isabellas behütete Waldeinsamkeit in intimer Isolation mit der alten Braka erfährt den Bruch durch das Lesen. Dass auch die Immersion Bellas in das Buch von der Wirklichkeit ablenkt, wird deutlich, wenn Bella den Dialog mit Braka nur halbherzig verfolgt: vereinzelt antwortet sie kurz, liest dann aber wieder konzentriert weiter, auch zum Missfallen der Alten.²²⁹

„Aber sag' mir nur, wo du das verfluchte Buch herbekommen hast“, fragte die Alte weiter, „wenn ich mit dir ernsthafte Sachen rede, denkst du an nichts als an das Buch.“²³⁰

Lesen ist erneut die Gegenwelt zum Leben, die Spannung zwischen den Sphären ist offensichtlich, denn Bella kann sich jeweils nur einem Bereich widmen. Der Kontrast zum Ernsthaften, den die Alte aufwirft, rekuriert auf die genderspezifische Aufteilung der Lesestoffe: während Männer – auch später noch – vorwiegend politische Zeitungen sowie Sachbücher bis hin zur wissenschaftlichen Literatur rezipierten, widmeten sich junge Frauen gerne belletristischen Liebesromanen.

²²⁸ Arnim, Achim von: *Isabella von Ägypten*. In: Ders.: *Sämtliche Erzählungen 1802-1817*. Hg. v. Renate Moering. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1990 (Achim von Arnim, Werke, Band 3), S. 629 [im Folgenden abgekürzt mit: Arnim, *Isabella von Ägypten*]

²²⁹ Vgl. Arnim, *Isabella von Ägypten*, S. 629f. sowie Freund 1990, S. 45f.

²³⁰ Arnim, *Isabella von Ägypten*, S. 630.

Dem Wortlaut nach wird bei E.T.A. Hoffmann in seinem Märchen *Der goldene Topf*, in dessen Verlauf zentrale Aufgabe des Studenten Anselmus ist, geheimnisvolle Manuskripte des numinosen Archivarius Lindhorst zu kopieren, nie ‚gelesen‘. Stattdessen wird immer nur abgeschrieben. Dennoch wird vom Autor die rahmende Lese-Szene schlechthin aufgerufen, indem der Leser mehrmals direkt angesprochen wird – auch mit Verweis auf das körperliche Übergreifen der Lektüre und mit dem Wunsch, sich der Lektüre, um die Handlung besser nachvollziehen zu können, körperlich ganz hinzugeben. In der Zehnten Vigilie heißt es:

Mit Recht darf ich zweifeln, dass du, günstiger Leser, jemals in einer gläsernen Flasche verschlossen gewesen sein solltest, es sei denn, dass ein lebendiger neckhafter Traum dich einmal mit solchem feeischen Unwesen befangen hätte. [...] hast du aber auch dergleichen nie geträumt, so schließt dich deine rege Phantasie mir und dem Anselmus zu Gefallen wohl auf einige Augenblicke in das Kristall ein. – Du bist vom blenden Glanze dicht umflossen, alle Gegenstände rings umher erscheinen dir von strahlenden Regenbogenfarben erleuchtet und umgeben – alles zittert und wankt und dröhnt im Schimmer – du schwimmst regungs- und bewegungslos wie in einem festgefrorenen Äther, der dich einpresst, so dass der Geist vergebens dem toten Körper gebietet. [...] deine Pulsadern schwellen auf, und von grässlicher Angst durchschnitten zuckt jeder Nerv im Todeskampfe blutend. – Habe Mitleid, günstiger Leser, mit dem Studenten Anselmus, den diese namenlose Marter in seinem gläsernen Gefängnisse ergriff.²³¹

Hoffmann präformiert den Leser als empathisch-immersiven Rezipienten und spricht idealisiert von einem völligen Nach- und Mitfühlen der Lektüre, wobei der Körper dem Geist nicht mehr gehorcht. ‚Richtiges‘ Lesen ist sympathisches Lesen, Mitleben mit dem Protagonisten, eine Lektüre ‚als-ob‘. Erwähnt sei an dieser Stelle, dass im Sinn einer Analepse die extradiegetische Lese-Szene in die intradiegetische zum Schluss hineingeholt wird: der Erzähler berichtet dem Leser, dass er selbst vom Archivarius ein Billet erhalten habe, in dem dieser sein Missfallen über die Niederschrift der seltsamen Vorkommnisse rund um Anselmus, insbesondere aber über das Lüften seiner geheimen Doppelidentität ausdrückt. Dennoch möchte der Archivarius helfen, vom Schicksal des Anselmus fertig zu erzählen und lädt so den Erzähler in seine Welt, auf dass dieser danach umso authentischer davon berichten könne. Der vormals als extradiegetisch inszenierte Erzähler wird in die Intradiegeese hineingezogen.²³² Einer ausbalancierten Verbindung von Leben und Lesen wird eine Absage erteilt: der vorgezeichnete Weg des Anselmus ist jener aus dem

²³¹ Hoffmann, *Der goldene Topf*, S. 127.

²³² Vgl. Hoffmann, *Der goldene Topf*, S. 139ff.

philisterhaften Alltag in ein poetisch-utopisches Atlantis²³³; eine Existenz in beiden Sphären zugleich, ein Leben zwischen diesen Polaritäten ist nicht möglich. Zwar wird immerhin der Leser anfangs noch idealtypisch als empathisch imaginiert, doch letztlich lassen sich auch bei ihm die Sphären nicht mehr voneinander trennen und stehen in einem spannungsvollen Widerspruch. Der lesende Erzähler entrückt selbstgewählt in die Lese-Welt; wie zuvor muss das Leben angesichts des geschauten Lebens in der Poesie schal und eintönig anmuten, sodass man es gerne zugunsten eines erweiterten Lebensbereichs aufgibt.

Anhand Arnims *Isabella von Ägypten* konnte skizziert werden, dass ein empathisches Lesen als Immersion, ein Versinken in die fremde Lektüre-Welt auf Kosten der eigenen Lebenswirklichkeit, im zeitgenössischen Diskurs kritisch beäugt wurde. Auch bei Clemens Brentano wird im *Godwi* darauf Bezug genommen, wenn Jost von Eichenwehen in einem Brief seine Schwester warnt:

Denn sieh, ein guter Freund von mir hier in der Stadt England, der Kellner, sagt mir, in jetziger Zeit sey jedes Mädchen zu verführen, thäten es die Männer nicht, so thäten es die Bücher.²³⁴

Völlig evasorisches Lesen, welches in dieser Stelle zusätzlich eine erotische Komponente erhält, korreliert häufig mit Sinnverlust und existentiellen Krisen – die Romantik zeigt, wie sich träumerische Protagonisten in ihren Lektüren verlieren und eine *Katabasis* in Gang setzen, an deren Ende oftmals Tod, Isolation oder Einsamkeit stehen. Das Kapitel wäre in dieser Hinsicht auch mit ‚Lektüre-Immersion als Gefahr des Realitätsverlusts‘ oder gar mit ‚Lesen zum Verhängnis‘ zu betiteln. Literatur, so eine Lesart, kann dort besonders angreifen, wo Leser naiv und unschuldig zu Werke gehen. Junge Frauen verlieren sich in ihren schmachtenden Liebesromanen und vergessen darüber ganz das eigene Leben; Anselmus verliert sich in den Augen der poetischen Serpentina, in den numinosen Schriften des Archivarius, und mit der philisterhaften, unliterarischen Veronika kann er fortan im richtigen Leben nicht mehr glücklich werden. Demgegenüber, so eine konträre Lesart, könnte man ebenso formulieren: Literatur greift dort besonders an, wo man über sie nachzudenken beginnt. Hoffmanns Blumenmädchen in der Marktszene scheint vor allen Risiken gefeit, denn ihr eigenes Lesen problematisiert sie in keiner Weise, über Literatur denkt sie nicht nach. Über die Gewichtung, in welches

²³³ Vgl. Steinecke 2010, S. 174.

²³⁴ Brentano, *Godwi*, S. 125.

Verhältnis sie das Gelesene zum eigenen Leben setzt, sinniert sie ebenso wenig, Lesen ist zeitvertreibender Müßiggang ohne jede Reflexion, gleich einem kontemplativen Spaziergang durch die Natur; warum sollten Bücher dann nicht ebenso wachsen wie Pilze. Auch Eichendorffs Taugenichts ist (Selbst-)Reflexion fremd, sodass er ungefährdet in seiner oralen Einfachheit verbleiben kann.

Tiecks Kunstmärchen *Der blonde Eckbert* aus dem Jahr 1797 gehört zu den meistinterpretierten Texten überhaupt, selbst in weltliterarischem Maßstab.²³⁵ Gezeigt werden wiederum die fatalen Folgen allzu immersiver Lektüre. Die Fabel ist einfach: Eine lange Freundschaft zwischen dem Paar Bertha und Eckbert mit dem Jugendfreund Walther zerbricht, da dieser Details aus Berthas märchenhaft-rätselhafter Vergangenheit kennt, was Bertha unheimlich stimmt – woran letztlich alle zugrunde gehen. Erregendes Moment dieser Katastrophe ist Berthas Vergangenheit. Im abendlichen Beisammensein erzählt Bertha ihrem Freund Walther von ihrer Jugend und dem paradiesischen Zustand der Waldeinsamkeit bei einer geheimnisvollen alten Frau:

Der Mensch wäre vielleicht recht glücklich, wenn er so ungestört sein Leben bis ans Ende fortsetzen könnte. Aus dem wenigen, was ich las, bildete ich mir ganz wunderliche Vorstellungen von der Welt und den Menschen [...]. Ich hatte auch von Liebe etwas gelesen, und spielte nun in meiner Phantasie seltsame Geschichten mit mir selber. Ich dachte mir den schönsten Ritter von der Welt, ich schmückte ihn mit allen Vortrefflichkeiten aus, ohne eigentlich zu wissen, wie er nun nach allen meinen Bemühungen aussah: aber ich konnte ein rechtes Mitleid mit mir selber haben, wenn er mich nicht wieder liebte.²³⁶

Bertha verliert sich in träumerischer Lektüre, das erste Lese-Erlebnis wird zur Peripetie; indem sie liest, ändern sich ihre Vorstellungen vom eigenen Leben, durch die zahlreichen neuen Lektüre-Erfahrungen, wächst auch ihre Experimentierlust im richtigen Leben. Mit dem Lesen setzt Berthas Erwachsenwerden ruckartig ein. Solange sich kindliche Weltanschauung und Fiktion vereinbaren ließen, blieb die Welt in Ordnung. Als das Gelesene aber keine Entsprechung mehr im richtigen Leben findet und zum Anlass träumerischer Imagination wird, ist Irritation die Folge.²³⁷ In der Pubertät erwächst in Bertha so eine angelesene Sehnsucht:

²³⁵ Vgl. Hölter 2010, S. 131.

²³⁶ Tieck, Ludwig: *Der blonde Eckbert*. In: Ders.: *Phantasmus*. Hg. v. Manfred Frank. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1985 (Ludwig Tieck, Schriften, Band 6), S. 135ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Tieck, *Der blonde Eckbert*].

²³⁷ Vgl. Freund 1990, S. 21.

Ich war jetzt vierzehn Jahre alt, und es ist ein Unglück für den Menschen, dass er seinen Verstand nur darum bekömmert, um die Unschuld seiner Seele zu verlieren. Ich begriff nämlich wohl, dass es nur auf mich ankomme, in der Abwesenheit der Alten den Vogel und die Kleinodien zu nehmen, und damit die Welt, von der ich gelesen hatte, aufzusuchen.²³⁸

Lektüre wird zur fatalistischen Verführerin, erscheint als Verlust der Unschuld. Der Sündenfall wird durch das Erkenntnismedium schlechthin, durch das Buch ausgelöst: durch das Lesen von sichtlich sehnsuchtsvollen Geschichten wird Berthas Sexualität geweckt (der verführerisch schöne Ritter aus der Lektüre bleibt angesichts seines realen Konterfeis Eckbert ein Hirngespinnst) und der Drang nach Neuem, die Sehnsucht nach dem Gelesenen treiben sie aus der Einsamkeit. Lesen treibt Bertha zu jenem Unrecht an, wofür die numinose Alte letztendlich sowohl ihr als auch Eckberts Leben einfordert.²³⁹

In Ludwig Tiecks *William Lovell* wird diese verführerische Kraft nicht nur auf den Lese-Akt, sondern generell auf die Lektüre insofern projiziert, als auch das Vorlesen Gefahren in sich birgt:

Ich muss ihr oft vorlesen, nämlich der *Emilie Burton* (das ist unter uns Liebhabern nun einmal Sprachgebrauch, dass wir die Namen weglassen) und das Vorlesen, besonders empfindsamer und rührender Sachen, ist gewiss die gefährlichste Angel, die nach einem Menschen ausgeworfen werden kann. – Ich habe dabei einigemal mit einem Pathos deklamiert, dass ich nachher selber erschrocken bin.²⁴⁰

Im Brief an Mortimer verweist Karl Wilmont auf die suggestive Kraft von Literatur, die selbst beim Vorlesen eine evasorische Immersion des Zuhörers herbeiführt. Nicht nur der Zuhörer erliegt aber den Wirkungen der Lektüre, sondern auch der Vorleser selbst. Wo Nathanael über sein eigenes Vorlesen völlig toll wird, erschreckt auch Karl Wilmont über sein eigenes Pathos. Immer wieder gibt es in den Texten Reminiszenzen auf die antike Praxis des lauten Vorlesens, so liest auch das Fräulein von Scuderi bei Hoffmann Verse aus ihrem Roman *Clelia* der Marquise de Maintenon vor, später trägt sie ein Gedicht sogar dem König vor.²⁴¹

²³⁸ Tieck, *Der blonde Eckbert*, S. 136.

²³⁹ Vgl. Kaiser 2010, S. 30ff. sowie Freund 1990, S. 21.

²⁴⁰ Tieck, *William Lovell*, S. 49f.

²⁴¹ Vgl. Hoffmann, *Das Fräulein von Scuderi*, S. 72 und 95.

3.3. Intuitives Lesen als Übersetzung

Die Geburt der modernen Semiotik, verstanden als Problematisierung von Zeichenhaftigkeit ganz allgemein²⁴², könne man, so Dieter Mersch, dort ansetzen, wo die Einfachheit der Zuordnung zwischen sprachlichen Zeichen und Wirklichkeit erstmals in Frage gestellt wird; demnach liege sie in der Romantik mit ihrer medienkritischen Skepsis gegenüber Schriftlichkeit. Anstelle eines stabilen Dualismus tritt eine triadische Struktur aus Zeichen, Wirklichkeit und Bedeutung: sprachliche Zeichen sprechen nicht aus sich selbst heraus, offenbaren sich nicht unmittelbar, sondern müssen übersetzt und mit individueller Bedeutung versehen werden. Lesen ist kein bloßes ‚Ablesen‘ einer stabilen und vorgefertigten Bedeutung, sondern erzeugt erst im jeweils individuellen Lese-Akt situative Bedeutung.²⁴³ Die Lesenden, so führen Gesine Boesken und Uta Schaffers diesen Gedanken weiter, verwandeln immer etwas in etwas anderes. Bei den Romantikern ist es das Verhältnis zwischen Buchstaben und Geist: Buchstabe sei schlicht fixierter Geist, so Friedrich Schlegel, und Lesen hieße gebundenen Geist frei machen.²⁴⁴ Dieser Geist könne im Prozess des Befreit-Werdens einer Veränderung unterliegen. Schrift habe in einer solchen Konzeption eine eigene Wandelbarkeit, womit eine Widerständigkeit einhergehe, die den Leseprozess durch Unschärfen, Verschiebungen und Überlagerungen erschwere. In semiotischen Anklängen sprechen Boeskers und Schaffers davon, dass jeder Buchstabe ein Rätsel sei: je länger man einen einzelnen Buchstaben anstarre, desto rätselhafter und lebendiger wirke er: aus einem B könne eine ‚Blume‘, ebenso aber eine ‚Bombe‘ erwachsen. Dieser Buchstabe steht für kein Signifikat, ist weder Abbild noch Piktogramm. Je länger man deshalb auf ihm ruhe, desto weniger ‚lese‘ man – vielmehr verliere man sich stattdessen in der Materialität der Zeichen, ohne sie zu verstehen.²⁴⁵ Dieses Szenario, welches skizziert wird, lässt sich auf Hoffmann und Anselmus im Märchen *Der goldene Topf* übertragen, in dem die Lebendigkeit von geheimnisvoller Schrift und deren suggestiver Kraft dem Protagonisten schmerzlich bewusst werden: Anselmus bemüht sich akribisch um

²⁴² Vgl. Wilpert 2001, S. 747.

²⁴³ Vgl. Mersch, Dieter (Hg.): Zeichen über Zeichen. Texte zur Semiotik von Charles Sanders Peirce bis zu Umberto Eco und Jacques Derrida. München: DTV 1998, S. 15 [im Folgenden abgekürzt mit: Mersch 1998].

²⁴⁴ Vgl. Boesken, Gesine / Schaffers, Uta: Einleitung: Von einigen Verwandlungen im Lesen. In: Boesken, Gesine / Schaffers, Uta (Hg.): Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bildung – Vermittlung. Festschrift für Erich Schön. Berlin: LIT 2013 (Leseforschung 3), S. 9f. [im Folgenden abgekürzt mit: Boesken/Schaffers 2013].

²⁴⁵ Vgl. ebd., S. 10f.

korrekte Abschriften der geheimnisvollen Manuskripte des Archivarius, aber die angestrengte Verbissenheit lassen ihm die Zeichen verschwimmen, rätselhaft und unleserlich werden. Anselmus verliert sich in der unverständlichen Schrift, das Damoklesschwert des Scheiterns schwebt über ihm. Erst die Unbekümmertheit der Liebe lässt Anselmus verstehend lesen. Auffallend ist jedoch, dass sich die lange Sequenz, die sich in der Bibliothek des Archivarius abspielt, vorrangig als Schreib-Szene und nicht als Lese-Szene darstellt. Immer wieder ist vom Kopieren der rätselhaften Manuskripte die Rede, vom richtigen Abschreiben, ein dezidiertes ‚Lesen‘ selbst bleibt unerwähnt.

Der Student Anselmus, wunderbar gestärkt durch dies Tönen und Leuchten, richtete immer fester und fester Sinn und Gedanken auf die Überschrift der Pergamentrolle, und bald fühlte er wie aus dem Innersten heraus, dass die Zeichen nichts anderes bedeuten könnten, als die Worte: Von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange.²⁴⁶

Fast scheint es, als brauche es kein als solches deklariertes Lesen. Lesen erscheint bei Anselmus nicht als intellektuelle Fertigkeit, sondern als intuitives Innewerden und empathisches Erfühlen einer inneren Wahrheit.

Ähnlich verhält es sich bei Novalis und seinem Fragment gebliebenen *Heinrich von Ofterdingen*, welches von Friedrich Schlegel 1802 nach Novalis‘ Tod veröffentlicht wurde. Der jugendliche Held Heinrich ist darin – angeregt durch den Traum von der symbolhaften blauen Blume²⁴⁷ – auf der Suche nach seiner Bestimmung, verlässt sein Elternhaus, lernt verschiedene Bereiche der Welt kennen und findet schließlich seine Bestimmung im Künstler-Dasein, in der Poesie. Die Entwicklung, äußerlich sichtbar anhand des Reisens, ist nicht vorrangig eine durch verschiedene Wirklichkeitsbereiche, sondern ein Weg nach Innen. Im Roman, dialektisch angelegt durch die zwei Teile *Erwartung* und *Erfüllung*, kommen wiederholt Bücher zur Erscheinung und indirekt werden so Lese-Szenen präsentiert. Im Berg, metaphorisch auf dem Weg in sein Inneres, trifft Heinrich auf einen Einsiedler.²⁴⁸

²⁴⁶ Hoffmann, *Der goldene Topf*, S. 112.

²⁴⁷ Mads Nygaard Folkmann betont die Tatsache, dass Heinrich die blaue Blume nicht sieht, sondern von ihr träumt. Während das äußerliche Sehen eine ‚objektive‘ Wahrnehmung des Subjekts darstellte, so steht das Träumen für einen inneren Vorgang reiner Subjektivität. Dadurch sei der Roman auch vor der Folie einer Subjekt-Objekt-Problematik zu behandeln. Vgl. Folkmann 2006, S. 105ff.

²⁴⁸ Vgl. Uerlings, Herbert: Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Werk und Forschung. Stuttgart: J.B. Metzler 1991, S. 451f. [im Folgenden abgekürzt mit: Uerlings 1991]. Die blaue Blume ist zum Symbol des Romans und der gesamten Romantik geworden – Uerlings widmet diesem Leitmotiv einer

Der Einsiedler zeigte ihnen seine Bücher. Es waren alte Historien und Gedichte. Heinrich blätterte in den großen schöngemahlten Schriften [...] Heinrich konnte sich nicht satt sehen, und hätte nichts mehr gewünscht, als bey dem Einsiedler, der ihn unwiderstehlich anzog, zu bleiben, und von ihm über diese Bücher unterrichtet zu werden. [...] Er blätterte mit unendlicher Lust umher. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das in einer fremden Sprache geschrieben war, die ihm einige Ähnlichkeit mit der Lateinischen und Italienischen zu haben schien. Er hätte sehnlichst gewünscht, die Sprache zu kennen, denn das Buch gefiel ihm vorzüglich ohne dass er eine Sylbe davon verstand. Es hatte keine Titel, doch fand er noch beim Suchen einige Bilder. Sie dünkten ihm ganz wunderbar bekannt, und wie er recht zusah entdeckte er seine eigene Gestalt ziemlich kenntlich unter den Figuren. [...] Er sah sein Ebenbild in verschiedenen Lagen.²⁴⁹

Heinrich blickt in ein ihm fremdes Buch und erkennt sich dabei selbst. Lesen ist abermals intuitives Übersetzen in Form eines erahnenden Verstehens des eigentlich Unverständlichen, wiewohl auch ein Wiedererinnern an frühere Seins-Stufen suggeriert wird, spiegelt sich doch in dem geheimnisvollen Buch sein eigenes Leben und erkennt er allmählich Szenen aus seiner persönlichen Vergangenheit.²⁵⁰ Heinrich liest im eigenen Lebensbuch, in dem die Zukunft bereits erzählte Geschichte ist. Für Herbert Uerlings weist diese Transzendierung des Zeitlichen auf die Sakralisierung des Buches hin.²⁵¹ Ziel des ganzen Romans, so Uerlings, sei der Entwurf einer universalen Erlösungsutopie durch Poesie; Poesie als Lebensmittel sozusagen. Der Roman selbst zeichnet sich durch äußere Unvollendung (Fragment) und prinzipielle Unabschließbarkeit aus; dem romantischen Ideal folgend sollen die Texte von Novalis in ihrer Unvollkommenheit vom Leser – weiter unendlich – ergänzt werden. Leben, so ließe sich mit Novalis und seinem Heinrich behaupten, ist überhaupt nur vor der Folie dessen wirkliches Leben, dass alles eigene Sein stetes poetisches Lesen des eigenen Selbst ist; Leben ist lesende Wiedererinnerung an das göttliche Absolute.²⁵²

ganzen Epoche ein Kapitel in seiner umfassenden Publikation zu Werk und Forschung des Novalis. Vgl. Uerlings 1991, S. 406ff sowie Folkmann 2006, S. 187.

²⁴⁹ Novalis: Heinrich von Ofterdingen. In: Ders.: Band 1. Das dichterische Werk, Tagebücher und Briefe. Hg. v. Richard Samuel. München/Wien: Carl Hanser 1978, S. 311f. [im Folgenden abgekürzt mit: Novalis, *Heinrich von Ofterdingen*], vgl. dazu auch Nelles 2002, S. 250f.

²⁵⁰ Vgl. Nelles 2002, S. 251.

²⁵¹ Vgl. Uerlings 1991, S. 411f.

²⁵² Vgl. dazu auch Uerlings 1991, S. 451ff und Folkmann 2006, S. 137 und 210f. Die These von der Poesie als anthropologischem Lebensmittel vertritt Klaus Reichert in seiner Publikation *Lesenlernen*. Vgl. Reichert, Klaus: *Lesenlernen. Über moderne Literatur und das Menschenrecht auf Poesie*. München/Wien: Carl Hanser 2006, S. 291ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Reichert 2006]. Ihm zufolge hat diese Funktion politische Implikationen, denn Poesie stelle sich als Überlebensmittel der Unterdrückten dar – aus produktionsästhetischer Perspektive spricht Reichert in weiterer Folge von einem Recht auf Erinnerung und Erinnertwerden mittels Poesie.

Ein ähnlich intuitives Übersetzen und persönliches Nachvollziehen fordert der kunstliebende Klosterbruder bei Wilhelm Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck in deren anonym im Jahr 1796 herausgegebener Aufsatzsammlung *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* ein²⁵³; das Werk aus mehreren Erzählungen zur Malerei der italienischen Renaissance sowie zur Dürer-Zeit, welches mit allgemeinen Reflexionen zu Fragen der Ästhetik durchsetzt ist, könne, so Dirk Kemper, als Initialzündung der deutschen Romantik gelten.²⁵⁴ Übersetzen und persönlicher Nachvollzug haben die Aufgabe, aus den hinterlassenen Werken vom berühmten Leonardo da Vinci diese ideale Kunst neu entstehen zu lassen:

Aber ach! es ist auch diese, wie so manche uralte, mit ehrwürdigem Staube bedeckte Handschrift in den Bücherschätzen der Großen, ein unangerührtes Heiligthum, vor welchem die unverständigen Söhne unseres Zeitalters, höchstens mit einer leeren Ehrfurchtsbezeugung, v o r ü b e r g e h n [sic!]. Das Manuscript wartet noch auf denjenigen, welcher den Geist des alten Mahlers, der darin verzaubert schläft, daraus erwecken und aus den lange getragenen Banden erlösen soll.²⁵⁵

Wenn auch nicht erlebt oder beschrieben, so wird doch eine idealtypische Lese-Szene vom intuitiven Nachfühlen einer höheren Wahrheit imaginiert. Die sakralisierte Schrift („Heiligtum“) mag noch nicht verstanden werden, aber der richtige Leser könne durch richtige Lektüre die Seele erwecken und die Kunstfertigkeit Leonardos entsprechend übersetzen. Wieder geht es darum, in Lektüre gebannten Geist zu befreien, aus dem Lesen also Leben zu schaffen.

Friedrich Schlegel schreibt 1799 in seinem zum Ornament neigenden Experimentalroman *Lucinde*, dem damals skandalös persönlichen Liebesbekenntnis zur verheirateten Dorothea Veit²⁵⁶, dass nicht nur das Lesen, sondern auch das Schreiben ein intuitives Übersetzen sei: „Wie geschieht alles Denken und Dichten, als dass man sich der Einwirkung irgendeines Genius ganz überlässt und hingibt?“²⁵⁷

²⁵³ Vgl. Schumacher 1990, S. 255.

²⁵⁴ Vgl. Kemper, Dirk: Wilhelm Heinrich Wackenroder. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 107ff.

²⁵⁵ Wackenroder, Wilhelm Heinrich: *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*. In: Ders.: Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. v. Silvio Vietta und Richard Littlejohns. Band I: Werke. Heidelberg: Carl Winter 1991, S. 79 [im Folgenden abgekürzt mit: Wackenroder, *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*].

²⁵⁶ Vgl. Schumacher 1990, S. 261 sowie Breuer, Ulrich: Friedrich Schlegel. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 67.

²⁵⁷ Schlegel, Friedrich: Werke in zwei Bänden. Zweiter Band. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen Deutschen Literatur in Weimar, ausgewählt und eingeleitet von

3.4. Lesen als metaphysisches Wiedererinnern

Dass das Lesen mit dem eigenen Leben zusammenhängt, ist Heinrich im Berg anhand seines geheimnisvollen Lebensbuches deutlich geworden. Lesen kann vorerst, ohne metaphysische Implikation, reiner Selbstvergewisserung und dem Wiedererinnern dienen. In Tiecks Novelle *Des Lebens Überfluss* heißt es zu Beginn:

„Liebste Ehefrau“, erwiderte er, „unsere Wirtschaft ist so weitläufig und groß, dass sie wohl deine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; zerstreue dich ja nicht, damit nicht unsre ökonomischen Verhältnisse in Verwirrung geraten. Und da ich mich jetzt in meine Bibliothek begeben, so lass mich vor jetzt in Ruhe; denn ich muss meine Kenntnisse erweitern und meinem Geiste Nahrung gönnen. [...] So lese ich denn wieder in meinem Tagebuche“, sprach Heinrich, „das ich ehemals anlegte, und es interessiert mich, rückwärts zu studieren, mit dem Ende anzufangen und mich so nach und nach zu dem Anfange vorzubereiten, damit ich diesen um so besser verstehe.“²⁵⁸

Lesen dient an dieser Stelle der Kenntnis über die eigene Biographie, die Lese-Szene trägt schon biedermeierliche Züge: Heinrich idealisiert eine häuslich-isolierte, beschauliche Atmosphäre – konträr zur Poetisierungs-Utopie seines Namensvetters bei Novalis. Mit Verweis auf Lese-Figurationen, in denen die Lektüre zum Modell für das eigene Leben wird, beruft sich Heinrich in weiterer Folge auf den Kyniker Diogenes, wenn es um die Sparsamkeit und Genügsamkeit des Lebens geht; bei der Verteidigung seiner Wohnung erinnert er sich an Götz von Berlichingen.²⁵⁹ Lektüre wird zum Anker für das eigene Leben, Heinrich stützt seine Lebensführung auf literarische Vorbilder. Eine Skepsis gegenüber der Schrift sowie eine Problematik richtigen Verstehens spielen in dieser biedermeierlichen Vertrautheit keine Rolle.

Ganz und gar nicht biedermeierlich stellt sich das Werk von Novalis dar, jenes Romantikers par excellence. Wo bei Ludwig Tieck, E.T.A. Hoffmann oder Joseph Eichendorff die Figuren durch latenten Wahnsinn bedroht sind, können die romantischen Helden bei Novalis das Unendliche mit dem Endlichen idealtypisch verbinden. Im posthum erschienenen *Heinrich von Ofterdingen* werden in Form einer Bildungs- und Entwicklungsgeschichte zahlreiche traditionelle Topoi, etwa die Reise (als sichtbare Entwicklung des Geistes) oder der Eintritt in die Bergwelt (als das Unbewusste), miteinander korreliert; der titelgebende Protagonist solle als Dichter

Wolfgang Hecht. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1980 (Bibliothek Deutscher Klassiker), S. 33 [im Folgenden, wenn es von der *Lucinde* handelt, abgekürzt mit: Schlegel, *Lucinde*].

²⁵⁸ Tieck, *Des Lebens Überfluss*, S. 316.

²⁵⁹ Vgl. Tieck, *Des Lebens Überfluss*, S. 361ff.

und Held das neue goldene Zeitalter heraufführen, in dem alle getrennten Sphären wie jene der Kunst, Religion und Geschichte wieder miteinander verbunden werden sollen; Ziel ist die Verbindung und In-Eins-Setzung von Poesie und Leben.²⁶⁰ In einem Berg versinkt Heinrich in seinem Buch, Lesen ist der Weg nach Innen.²⁶¹ Auch zuvor erscheint Lesen als intuitives Gewahrwerden einer erinnerten Wahrheit, ein junges Mädchen, von deren Gesang Heinrich ergriffen ist, erzählt ihm aus ihrem Leben:

Sie schilderte den Edelmuth derselben [ihrer Landsleute, Anm. d. Verf.], und ihre reine starke Empfänglichkeit für die Poesie des Lebens und die wunderbare, geheimnisvolle Anmuth der Natur. Ihr würdet mit Verwunderung, sagte sie, die buntfarbigen, hellen, seltsamen Züge und Bilder auf den alten Steinplatten sehn. Sie scheinen so bekannt und nicht ohne Ursach so wohl erhalten zu seyn. Man sinnt und sinnt, einzelne Bedeutungen ahnet man, und wird umso begieriger, den tiefsinnigen Zusammenhang dieser uralten Schrift zu errathen. Der unbekannte Geist derselben erregt ein ungewöhnliches Nachdenken, und wenn man auch ohne den gewünschten Fund von dannen geht, so hat man doch tausend merkwürdige Entdeckungen in sich selbst gemacht, die dem Leben einen neuen Glanz und dem Gemüth eine lange, belohnende Beschäftigung geben. [...] Die Natur scheint dort menschlicher und verständlicher geworden, eine dunkle Erinnerung unter der durchsichtigen Gegenwart wirft die Bilder der Welt mit scharfen Umrissen zurück, und so genießt man eine doppelte Welt, die eben dadurch das Schwere und Gehaltsame verliert und die zauberische Dichtung und Fabel unserer Sinne wird.²⁶²

Das Lesen in der Natur gestaltet sich als Wiedererinnerung einer tieferen Wahrheit über das eigene Selbst und das eigene Leben. Erneut sind die Doppelung der Wirklichkeit angesprochen sowie in der ‚dunklen Erinnerung‘ eine numinose Ahnung von einem metaphysischen *Mehr* im Leben. Dass sich die Natur vorwiegend in seltsamen und geheimnisvollen Zügen auf alten Steinplatten zeigt, macht deutlich, dass man – mit Blick auf die Kontingenz der Wahrnehmung und des Erlebens – selten von der romantischen Natur einfach ablesen kann. Vielmehr bedarf es entweder eines poetischen Eins-Werdens (bei Hoffmann durch Liebe) oder eines intuitiven Wiedererinnerns. So oder so präsentiert sich die Natur den romantischen Protagonisten grundsätzlich als Chiffre, welche der Entschlüsselung bedarf.

²⁶⁰ Vgl. Uerlings, Herbert: Novalis (Friedrich von Hardenberg). In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 92ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Uerlings 2010].

²⁶¹ Vgl. Nelles 2002, S. 249.

²⁶² Novalis, *Heinrich von Ofterdingen*, S. 283.

3.5. Lesen als hermeneutisches Enträtseln

Menschen erschließen sich ihre Umwelt, so Aleida Assmann, maßgeblich durch Zeichen. Der *homo interpretes* nehme Impulse aus seiner Umwelt auf und ‚lese‘ sie als bedeutungsvolle Zeichen, selbst wenn er sie nicht verstehen könne. Lesen wird in seiner abstrakten, weitläufigen Bedeutung sichtbar, wo es schlicht um das Verleihen von Bedeutung geht. Ob Sternenhimmel oder Verkehrsampel – natürliche und künstliche Zeichen erhalten in Bezug auf das menschliche Bewusstsein eine individuelle Bedeutung, sofern der lesende Mensch die Zeichen in sein Leben integriert und als solche interpretiert. Es wurde der Einwand an eine solche Argumentation gerichtet, dass die Neuzeit mit ihrem wissenschaftlich-technologischen Fortschritt (die Romantik ist ja als Reaktion darauf zu verstehen) auf ein *Erklären* der Welt ausgerichtet und nicht mehr auf *Verstehen* eingestellt sei. Im Wirkungsbereich von Naturwissenschaft und Technik, so Assmann weiter, sei Natur demzufolge semiotisch neutralisiert worden, oder mit anderen Worten: seit der Entdeckung empirisch nachprüfbarer Naturgesetze habe die Welt ihre Zeichenkraft verloren. Diese epochale Schwelle scheint bei Assmann geglättet. Der Mensch lebe immer schon und immer noch in seinem Lebensraum, der wesentlich durch Repräsentationen, Zeichen und Deutungsbereitschaft geprägt sei. Deshalb lebe er auch niemals in einer neutralen physikalisch-chemischen Totalwirklichkeit, sondern in der jeweiligen semiotischen Sphäre kulturell erschlossener Welten, in einer ‚Semiosphäre‘.²⁶³

Mit Blick auf die behauptete Medienkrise in der Romantik, in Form eines erlebten Umbruchs in der Wahrnehmung der Welt als zeichenhaftes Rätsel und ihr Wandel zur naturwissenschaftlich-stummen Totalwirklichkeit, relativiert Assmann diesen Eindruck. Dennoch kann man die Literatur der Romantik vor einem solchen Hintergrund lesen: Der kompensatorische Zug der Romantik, der schon in Abkehr zur Nüchternheit und Rationalität der Aufklärung steht, lässt sich dann mit dem romantischen Insistieren auf Hermetik und Rätselhaftigkeit von Texten als Reaktion auf jenes Gefühl verstehen, in einer semiotisch neutralisierten Welt zu leben.

²⁶³ Vgl. Assmann, Aleida: Im Dickicht der Zeichen. Berlin: Suhrkamp 2015, S. 31f. [im Folgenden abgekürzt mit: Assmann 2015].

Eng in Zusammenhang mit einer solchen Rätselhaftigkeit und Hermetik der Natursprache stehen romantische Hieroglyphen und Chiffrenschriften – wie sie einem auch in Hoffmanns *Der goldene Topf* begegnen. In Tiecks Märchen *Der Runenberg*, in dem Christian der Verzauberung durch ein Waldweib und der Magie des Goldes verfällt²⁶⁴, wird schon anhand des Titels die Bedeutung von Schriftlichkeit deutlich. Tieck, der von Hebbel als König der Romantik apostrophierte Vielleser schlechthin²⁶⁵, problematisiert die für die Romantik als typisch skizzierte Dualität von Oralität und Schriftlichkeit. Der Weg in die finale Isolation des Protagonisten ist der Gang aus einer archaischen Hörwelt (Rauschen der Gewässer, Vogelgezwitscher) in die zudem erotisierte Wunschwelt des Runen- und Buchstabenreichs. Die messianische Figur Christian unternimmt jedoch keine Himmelfahrt, vielmehr endet seine Höllenfahrt in den Abgründen der Schrift.²⁶⁶

Indem zog etwas Glänzendes seine Blicke in das grüne Gras nieder. Er hob es auf, und sah die magische Tafel mit den farbigen Edelgesteinen, mit der seltsamen Figur wieder, die er vor so manchem Jahr verloren hatte. Die Gestalt und die bunten Lichter drückten mit der plötzlichsten Gewalt auf alle seine Sinne. [...] Der Alte betrachtete die Tafel lange und sagte: mein Sohn, mir schaudert recht im Herzen, wenn ich die Lineamente dieser Steine betrachte und ahndend den Sinn dieser Wortfügung errate; sieh her, wie kalt sie funkeln, welche grausame Blicke sie von sich geben, blutdürstig, wie das rote Auge des Tigers. Wirf diese Schrift weg, die dich kalt und grausam macht, die dein Herz versteinern muss.²⁶⁷

Retardierende Resozialisierungsversuche des Vaters scheitern, Christian ist an die Schrift verloren, die zur fatalen Verführerin wird, gleichwohl der Sinn nicht erschlossen ist. Lesen stellt sich als Enträtseln von unbekannten Zeichen dar, von numinosen unverständlichen Runen; statt ‚Verstehen‘ dominieren ‚Ahnen‘ und ‚Erraten‘. Wo aber dieses Übersetzen und Enträtseln nicht gelingt, wo das Numinose übergreift auf das Leben und die eigene Wirklichkeit affiziert, wo diese Kontingenz von Schriftlichkeit in Form der potentiellen Bedeutungsuniversalität nicht sinnvoll integriert und entziffert werden kann, dort, so ließe sich das Schicksal von Tiecks Christian lesen, führt ein solcher Widerspruch in den Untergang. Dieser Untergang ist speziell in romantischen Texten oftmals mit romantischer Liebe korreliert.

²⁶⁴ Vgl. Hölter 2010, S. 128.

²⁶⁵ Vgl. Schumacher 1990, S. 256.

²⁶⁶ Vgl. Steiner 1994, S. 27ff.

²⁶⁷ Tieck, Ludwig: *Der Runenberg*. In: Ders.: *Phantasmus*. Hg. v. Manfred Frank. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1985 (Ludwig Tieck, Schriften, Band 6), S. 204 [im Folgenden abgekürzt mit: Tieck, *Der Runenberg*].

3.6. Lesen als Erotik: Lust am Text als Lust am Körper

Mit gendertheoretischem Blick und Fokus auf pädagogische Lesediskurse ortet Susanne Barth in Ludwig Tiecks Märchen novelle *Der blonde Eckbert* ein literarisches Ersatz- und Probehandeln pubertärer Konflikte der Protagonistin Bertha. Der Lektüreraum wird zu einem Moratorium für das Erwachsenwerden. Für Bertha bedeutet Lesen einen evasorischen Illusionsraum pubertärer Ausbruchsphantasien, was schlussendlich – nach einer Phase der Selbstbefreiung – zum Scheitern und zum Tod führt. Bertha spricht selbst bezüglich ihrer Lektüren vom Erwachen ihrer Sexualität, diese Lektüreträume genügen jedoch bald nicht mehr und bilden die Peripetie.²⁶⁸

„In der Märchen novelle *Der blonde Eckbert* erzählt ein junges Mädchen von seinen Einsamkeitserfahrungen im Lesen, vom Eintauchen in Sprache, von der Entwicklung seines weiblichen Begehrens, von seinen Trennungsphantasien und von einem hierdurch angestoßenen adoleszenten Aus- und Aufbruch. Dem Text selbst sind aber gleichzeitig auch die Aporien inhärent, in die eine solche weibliche Entwicklung führt, an der die Protagonistin schließlich zerbricht. Dieses Zerbrechen erscheint im Erzählen verknüpft mit dem zerstörerischen männlichen Blick auf weibliche Adoleszenz.“²⁶⁹

Für die Zeit des Erwachsenwerdens weist die Märchen novelle Berthas Lektüre die zentrale Funktion zu: infolge der durch Lesen geweckten Neugier auf eine neue, unbekannte Welt, wird Bertha zu einer jungen Frau, gezeigt wird die enge Korrelation zwischen ‚Lust am Text‘ und ‚Lust am Körper‘.²⁷⁰ Die Spannung zwischen Lesen und Leben und die Herausforderung, diese beiden Sphären in eine Balance zu bringen, erhalten eine zeitliche Komponente und bilden einen Entwicklungsverlauf. Der Prozess des Verbindens von Lesen und Leben ist gleichzeitig Berthas Erwachsenwerden.

²⁶⁸ Vgl. Barth 2002, S. 156ff.

²⁶⁹ Ebd., S. 160f.

²⁷⁰ Vgl. ebd., S. 161.

3.7. Extradiegetisches Lesen als Tautologie

In zahlreichen Texten der Romantiker wird die LeserIn selbst direkt vom vermeintlichen Autor angesprochen. Vor allem für die junge Gattung des Romans ist ein selbstreflexives Moment im aufgeklärten 18. Jahrhundert charakteristisch: im Dialog von Romanfiguren oder in einem fiktiven Erzähler-Leser-Gespräch wird über den Roman selbst reflektiert, die Diegese durch Einschübe unterbrochen; der Autor wendet sich apostrophisch an das Publikum. Die Romanvorrede war traditionell der typische Ort für solche Selbstbespiegelungen, für tautologisches Reflektieren, indem der Roman auf sich verweist und durch Diegese-Bruch verdeutlicht, dass man es als LeserIn mit einem Roman zu tun habe.²⁷¹ Zugleich ist eine solche Apostrophe der offenkundigste Beleg für die Dominanz der Lese-Reflexion in den Texten der Romantik sowie im ganzen 18. Jahrhundert.²⁷² Aufgrund der historischen Vorbelastung der Gattung entwickelte sich in der Aufklärung eine Tendenz, Wahrheitsansprüche und Rechtfertigungsversuche in die Vorrede einzubauen, um stereotype Kritik an allzu phantastische, ‚romanhafte‘ Handlungen vorwegzunehmen. Solche Echtheitsfingierungen geschehen maßgeblich über Dokumenten- und Herausgeberfiktionen, in denen scheinbar beteuert wird, dass alles nur wahr sein könne.²⁷³ Uwe Japp formuliert zusammenfassend:

„Rahmenhandlungen dagegen sind sprachliche Formen der Verdopplung, die den Wirklichkeitsbezug von Büchern plausibler machen sollen, indem sie, was paradox scheint, ihre Fiktionalität erhöhen. Anstatt nämlich einfach ein Buch vorzulegen, wird dieses in eine zweite Handlungsstruktur eingebettet, in der Aussagen über die Entstehung des eigentlichen Buches gemacht werden. Die Rahmenhandlung thematisiert also meist die Wahrscheinlichkeit eines Buches im Buche. [...] Das Verschachteln von Büchern in Büchern, die hermetische Geste par excellence, dient hier deutlich der angestregten Verknüpfung noch der phantastischsten Bereiche der Literatur mit der erfahrbaren Wirklichkeit. Worum es geht, ist die Erhöhung einer Wahrscheinlichkeit des Unwahrscheinlichen mit literarischen Mitteln.“²⁷⁴

Die Rahmenhandlung ist probates Mittel, Authentizität zu versichern und aus einer grundsätzlich eindimensionalen Lese-Szene (Leser der Gegenwart liest E.T.A.

²⁷¹ Vgl. Weber, Ernst: Die poetologische Selbstreflexion im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts. Zu Theorie und Praxis von „Roman“, „Historie“ und pragmatischem Roman. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer 1974, S. 13 [im Folgenden abgekürzt mit: Weber 1974].

²⁷² Vgl. Stockhammer 1991, S. 24.

²⁷³ Vgl. Weber 1974, S. 67ff.

²⁷⁴ Japp 2013, S. 13.

Hoffmann) eine Doppelung zu machen: ein Leser der Gegenwart liest E.T.A. Hoffmann, wie dieser wiederum ihm zugespielte Manuskripte liest und sie lediglich wiedergibt. In der Erzählung *Die Elixiere des Teufels* (aber auch in Brentanos *Godwi*²⁷⁵) geschieht dies überdeutlich, wenn die ersten Seiten mit ‚Vorwort des Herausgebers‘ titulierte sind und es zu Beginn heißt:

Gern möchte ich dich, günstiger Leser! unter jene dunkle Platanen führen, wo ich die seltsame Geschichte des Bruders Medardus zum erstenmale las.²⁷⁶

Der Leser wird direkt angesprochen, und Hoffmann selbst hat schon gelesen, was der außerliterarische Leser nun, lediglich aufbereitet, vor sich hat. Im *Quintus Fixlein* von Jean Paul setzt auch eine direkte Hinwendung an den Leser ein; anstatt einer Vorrede werden die Leser als Freunde angesprochen, eine Echtheit wird zudem über Zettelkästen fingiert: die Erzählung müsse wahr sein, denn Jean Paul lägen schließlich authentische Dokumente in Form dieser fünfzehn Zettelkästen vor, die er uns Leser schlicht wiedergebe.²⁷⁷ Stockhammer weist daraufhin, dass ein solcher angesprochener Leser nie mit dem realen gleichgesetzt werden dürfe – eine Herausgeber- bzw. Leserfiktion zielen zwar auf einen extradiegetischen Leser, der jedoch nichtsdestotrotz fiktiv bleibe. Der extradiegetische Leser sei somit ein außerhalb der stofflichen Erzählung stehender, jedoch kein außerhalb des literarischen Szenarios situierter Leser.²⁷⁸

Um nun jedem Missverständnis vorzubeugen, erklärt der Herausgeber dieser Blätter im Voraus, dass ebenso wenig wie „Klein-Zaches“ die „Prinzessin Brambilla“ ein Buch ist für Leute, die alles gern ernst und wichtig nehmen. Den geneigten Leser, der etwa willig und bereit sein sollte, auf einige Stunden dem Ernst zu entsagen und sich dem kecken, launischen Spiel eines vielleicht manchmal zu frechen Spukgeistes zu überlassen, bittet aber der Herausgeber demütiglich, doch ja die Basis des Ganzen, nämlich Callots phantastisch karikierte Blätter, nicht aus dem Auge zu verlieren und auch daran zu denken, was der Musiker etwa von einem Capriccio verlangen mag.²⁷⁹

²⁷⁵ Vgl. Brentano, *Godwi*, S. 14ff.

²⁷⁶ Hoffmann, E.T.A.: *Die Elixiere des Teufels*. Werke 1814-1816. Hg. v. Hartmut Steinecke. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1988 (E.T.A. Hoffmann, Sämtliche Werke, Band 2/2), S. 11 [im Folgenden abgekürzt mit: Hoffmann, *Die Elixiere des Teufels*].

²⁷⁷ Vgl. Jean Paul, *Leben des Quintus Fixlein*, S. 9ff.

²⁷⁸ Vgl. Stockhammer 1991, S. 9.

²⁷⁹ Hoffmann, E.T.A.: *Prinzessin Brambilla*. In: Ders.: *Klein Zaches, genannt Zinnober, Prinzessin Brambilla, Meister Floh*. Textrevision und Anmerkungen von Hans-Joachim Kruse. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1982 (E.T.A. Hoffmann, Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Band 7), S. 127 [im Folgenden abgekürzt mit: Hoffmann, *Prinzessin Brambilla*].

Hoffmann richtet sich in der Vorrede an die (wohlgernekt dennoch fiktive) LeserIn und liefert eine Lese-Anleitung für das richtige Verständnis. Immer wieder wird die LeserIn weiterhin direkt angesprochen, werden ihr Gedanken suggeriert und Erwartungen vorweggenommen, werden Verständnishilfen geboten und wird die Gunst des ‚vielgeliebten Lesers‘ devot eingeholt.²⁸⁰

Neben intradiegetischen Figurationen des Lesens lassen sich jene Formen stellen, bei denen eine Lese-Szene das innerhalb der Lektüre inszenierte Setting darstellt, in dem die folgende Binnenhandlung erzählt wird. Bracht verweist ebenfalls insbesondere auf die Aufklärung und die dabei typische Rahmenhandlung: ein Manuskript, ein Text war dem Erzähler ganz zufällig zugetragen, welches dieser dem (nun sekundären) Leser nur vorzutragen, zu übersetzen oder zu kommentieren brauche.²⁸¹ Diese Doppelung der Lese-Szene infolge einer Herausgeber-Fiktion ist für zahlreiche Texte der Romantik konstitutiv.

Entgegen einer passiven Immersion und durchaus in Vorgriff auf Verfremdungseffekte bei Bertolt Brecht oder konstruktivistische Filmmethoden, die eine Gemachtheit und Künstlichkeit zulasten imaginativen Verlierens in eine Scheinwelt forcierten, neigen im Sinn der Romantischen Ironie die Texte der Romantik dazu, auf den Akt des Lesens speziell hinzuweisen. Bei Hoffmann wird man als Leser wiederholt angesprochen²⁸², womit zwar keine intradiegetische Lese-Szene aufgerufen, wohl aber die prinzipielle extradiegetische, die eigene Lektüre selbst, zum Thema gemacht wird. Jean Paul lässt sich danebenstellen, wenn er in seinem *Quintus Fixlein* immer wieder den Leser adressiert.²⁸³ Die ironische Haltung wird dort deutlich, wo Jean Paul sein potentielles Lesepublikum in Zahlen ausdrückt:

Ich weiß, Millionen meiner Leser setzten dem Konrektor selber das Bittschreiben auf und ritten damit nach Schadeck zum Herrn [...].²⁸⁴

Angesichts des Grads der Alphabetisierung zu Jean Pauls Zeiten (trotz emphatischer Rufe von der Leserevolution) sowie der tatsächlichen Lesefähigkeit und Lektürevorlieben muss klar sein, dass die adressierten Millionen von Lesern –

²⁸⁰ Direkte Hinwendungen an den Leser finden sich in der *Prinzessin Brambilla* jeweils am Anfang der Kapitel etwa auf S. 134, 152 oder 194.

²⁸¹ Vgl. Bracht 1987, S. 32.

²⁸² Vgl. Hoffmann, *Der goldene Topf*, etwa S. 77, 79 und 139.

²⁸³ Vgl. Jean Paul, *Leben des Quintus Fixlein*, S. 68, 77.

²⁸⁴ Jean Paul, *Leben des Quintus Fixlein*, S. 124.

gleichwohl Jean Paul tatsächlich als Lieblingsschriftsteller seiner Zeit galt²⁸⁵ – jeglicher Realität entbehren müssen. Ebenfalls in ironischer Manier sprechen in Hoffmanns *Prinzessin Brambilla* die Figuren selbst und wenden sich an den Leser. Als junge Leute den Scharlatan auffordern, ihnen weiter vorzulesen, echauffiert dieser sich:

„Was“, rief der Scharlatan, „was zweiter Teil – was zweiter Teil? Hab ich denn neuerdings plötzlich innegehalten, mich geräuspert und dann, mich verbeugend, gesagt: ‚Die Fortsetzung folgt künftig?‘ – Und überdem hat mein Freund, der Zauberer Ruffiamonte, den weiteren Verlauf jener Geschichte bereits vorgelesen im Palast Pistoja. Eure Schuld ist es und nicht die meinige, dass ihr das Kolloquium versäumtet, dem auch, wie es jetzt Mode ist, wissbegierige Damen beiwohnen; und sollte ich das alles jetzt noch einmal wiederholen, so würde das einer Person entsetzliche Langeweile erregen, die uns nie verlässt, und die sich auch in jenem Kollegio befand, mithin schon alles weiß. Ich meine nämlich den Leser des Capriccios, Prinzessin Brambilla geheißen, einer Geschichte, in der wir selbst vorkommen und mitspielen.“²⁸⁶

Hoffmann doppelt die Lese-Szenen. Zudem werden die Praxis des Vorlesens aufgegriffen, das neue Selbstbewusstsein von Frauen, die sich nun für Literatur interessieren, sowie die Abneigung gegenüber jeglicher Langeweile bei der Lektüre.

Paradigmatisch für einen ironisch-inszenatorischen Gestus steht Hoffmanns unvollendet gebliebener Doppel-Roman *Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* aus den Jahren 1819-21. Darin wird anhand der Biographie des Kapellmeisters neben einer Autobiographie eines philiströsen Katers die Bedingung der Möglichkeit von Lesen und Schreiben reflektiert, beziehungsweise wird immer wieder die Medialität des Buches zum Thema gemacht.²⁸⁷ Kompositorisch wie inhaltlich kontrastiert Hoffmann einerseits die frühromantische Utopie vom absoluten Buch, indem er eine Auflösung inszeniert, andererseits lässt er aus den verschiedenen Bruchteilen und den Makulaturblättern ein neues Buch entstehen.²⁸⁸

Wackenroders und Tiecks frühromantischer Text über *Die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* aus dem Jahr 1797 beginnt ebenso mit einem

²⁸⁵ Vgl. Schumacher 1990, S. 265.

²⁸⁶ Hoffmann, *Prinzessin Brambilla*, S. 263.

²⁸⁷ Vgl. Steinecke 2010, S. 179.

²⁸⁸ Vgl. Nelles 2002, S. 275ff.

apostrophischen Vorwort: An den Leser dieser Blätter.²⁸⁹ Der titelgebende Klosterbruder erzählt von seiner einsamen Jugend, und wie er lose Blätter sammelte, um sie jetzt eben dem Leser vorlegen zu können.

Ein ähnliches Verwirrspiel betreibt Adelbert von Chamisso in seiner Novelle *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* aus dem Jahr 1814: Schlemihls Geschichte ist die Geschichte eines mittellosen Mannes innerhalb einer kapitalistischen Warenwelt, der infolge des Verkaufs seines Schattens schlussendlich doch noch als Naturforscher eine von der Dämonie des Geldes befreite Existenz führen kann. Die Autorschaft dieser Novelle ist gleich mehrfach gebrochen. Chamisso schreibt einleitend an die fiktive Figur Schlemihl sowie an Eduard Hitzig, dieser an Fouqué, sodass über mehrere Stufen unterschiedliche Personen die scheinbar authentischen Erlebnisse des Schlemihl letztendlich uns, den ‚wirklichen‘ LeserInnen präsentiert werden. Chamisso selbst erscheint bloß als Mittler, der von der intradiegetischen Figur Schlemihl auch als solcher angesprochen wird. Für Winfried Freund dienen diese Autorschaft-Verschleierungen (in Form einer distanzierten Erkenntnis) dem didaktischen Ziel der Warnung: die Gefahr des Geldes werde in der Fiktion anschaulich, der Bezug auf Chamisso als realen Autor mache die Gefährdung für den realen Leser deutlich.²⁹⁰ Zuletzt knüpft die Geschichte an der Gegenwart des Lesers an.²⁹¹

Und so, mein lieber Chamisso, leb ich noch heute. [...] Ich werde Sorge tragen, dass vor meinem Tode meine Manuskripte bei der Berliner Universität niedergelegt werden. Und dich, mein lieber Chamisso, hab ich zum Bewahrer meiner wundersamen Geschichte erkoren, auf dass sie vielleicht, wenn ich von der Erde verschwunden bin, manchen ihrer Bewohner zur nützlichen Lehre gereichen könne.²⁹²

Die Grenzen zwischen Autor und Leser verschwimmen am Schluss, Chamisso wird von Schlemihl wieder als erster Leser angesprochen, der zudem den Auftrag erhält, die Erlebnisse niederzuschreiben. Indem Chamisso, der historische Autor vom fiktiven Schlemihl extradiegetisch angesprochen und zum ersten Leser der

²⁸⁹ Vgl. Wackenroder, *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*, S. 53.

²⁹⁰ Vgl. Freund 1990, S. 62f.

²⁹¹ Vgl. Chamisso, Adelbert von: *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*. In: Ders.: *Sämtliche Werke in Zwei Bänden. Zweiter Band. Prosa*. Hg. v. Werner Feudel und Christel Laufer. München/Wien: Carl Hanser 1982, S. 17-22. [im Folgenden abgekürzt mit: Chamisso, *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*]. Direkte Anreden Schlemihls an Chamisso als vermeintlichen ersten Leser finden sich zusätzlich auf S. 17, 30, 45, 63, 69.

²⁹² Chamisso, *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, S. 78f.

Geschichte wird, wird die eigentliche Schreibszene (Chamisso verfasst eine Novelle) primär als Lese-Szene inszeniert. Schreiben und Lesen fallen nahezu zusammen.

Anders verhält es sich im *Sandmann*, in dem keine Herausgeberfiktion inszeniert wird, wohl aber schlicht ein Briefwechsel präsentiert wird, der über die fehlende auktoriale Instanz ebenfalls Authentizität vermitteln soll und das Ganze als abwechselnde Leseerlebnisse aufreht. Immer wieder nehmen Clara und Nathanael in ihren Briefen aufeinander Bezug:

Wahr ist es, dass Du recht lange mir nicht geschrieben hast, aber dennoch glaube ich, dass Du mich in Sinn und Gedanken trägst. Denn meiner gedachtest Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Lothar absenden wolltest und die Aufschrift, statt an ihn, an mich richtetest. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrtum erst bei den Worten inne: Ach mein herzlieber Lothar! – Nun hätte ich nicht weiter lesen, sondern den Brief dem Bruder geben sollen. Aber, hast Du mir auch sonst manchmal in kindischer Neckerei vorgeworfen, ich hätte solch' ruhiges, weiblich besonnenes Gemüt, dass ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einsturz, noch vor schneller Flucht ganz geschwinde einen falschen Kniff in der Fenstergardine glattstreichen würde, so darf ich doch wohl kaum versichern, dass Deines Briefes Anfang mich tief erschütterte. Ich konnte kaum atmen, es flimmerte mir vor Augen.²⁹³

An die Kapitel zuvor erinnernd, greift das Gelesene körperlich über. Dennoch ist Clara jene Person, die sich von den phantastischen Geschichten nicht verleiten lässt und rational das Geschehen zu erklären sucht. Vorgestellten Lesesuchtdebatten, die der Frau eine labile Empfänglichkeit für allzu phantasievolle Gegenwelten in der Literatur attestieren, erteilt sie eine Absage. Nicht als Herausgeber, aber doch als Kommentator schaltet sich eine Erzählerfigur (der vermeintliche Hoffmann) schließlich in der Mitte der Geschichte ein:

Seltsamer und wunderlicher kann nichts erfunden werden, als dasjenige ist, was sich mit meinem armen Freunde, dem jungen Studenten Nathanael, zugetragen, und was ich Dir, günstiger Leser! zu erzählen unternommen. Hast Du, Geneigtester! wohl jemals etwas erlebt, das Deine Brust, Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte, Alles Andere daraus verdrängend?²⁹⁴

Die Herausgeberfiktion erscheint nicht als rahmender Prolog, sondern vielmehr eingewoben. Hoffmann wird noch deutlicher:

²⁹³ Hoffmann, *Der Sandmann*, S. 92.

²⁹⁴ Ebd., S. 96.

Mich hat, wie ich es Dir, geneigter Leser! gestehen muss, eigentlich niemand nach der Geschichte des jungen Nathanael gefragt; Du weißt ja aber wohl, dass ich zu dem wunderlichen Geschlechte der Autoren gehöre, denen, tragen sie etwas so in sich, wie ich es vorhin beschrieben, so zu Mute wird, als frage jeder, der in ihre Nähe kommt und nebenher auch wohl noch die ganze Welt: „Was ist es denn? Erzählen Sie Liebster?“ – So trieb es mich denn gewaltig, von Nathanaels verhängnisvollem Leben zu Dir zu sprechen.²⁹⁵

Hoffmann sei ganz erfüllt gewesen vom Seltsamen und Geheimnisvollen, welches er dem Leser in der würdigen und der ganzen Geschichte entsprechenden Intensität wiedergeben wolle, aber alle üblichen Anfänge erscheinen ihm schal und wenig originell. Er entwirft nun ein Inventar an literarischen Anfängen: ein märchenhaft-naives ‚Es war einmal‘, ein realistischer Einstieg mit Zeit und Ort, oder gleich *medias in res*, worauf ein kontrafaktischer Einstieg des *Sandmanns* folgt, wie er hätte eben in diesem anderen Stil lauten können. Entscheiden kann Hoffmann sich nicht:

Ich beschloss gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leser! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigst mitteilte, für den Umriss des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde.²⁹⁶

Die Erzählung wird – ausführlich und mit kommentierender Erklärung – als letztlich ganz authentische Leseabfolge inszeniert, in der intradiegetische und extradiegetische Lese-Szene zusammenfallen.

Zuletzt sei Clemens Brentano erwähnt, der in seinem Roman *Godwi* diesen selbst als Buch thematisiert und die Figuren vermeintlich Teile davon gelesen haben:

Ich zog hier den ersten Band dieses Romans aus der Tasche, und reichte ihn ihm mit den Worten hin: Ich halte Sie beim Worte. Was ist das? sagte er, schlug das Buch auf, las das Lied: Und es schien das tief betrübte usw., sah mich an, blätterte weiter – Römer – Godwi – Otilie – Joduno – und lief mit dem Buche davon.²⁹⁷

Im Buch lesen Figuren ihr eigenes Buch, Lesen wird gedoppelt. Die Erzählerfigur nimmt sodann Godwi bei der Hand:

Ich ging mit ihm in den Garten, und er führte mich ans äußerste Ende in der Eremitage. Auf unserem Wege zeigte er mir seitwärts einen Teich. Dies ist der Teich, in den ich Seite 266 im ersten Band falle.²⁹⁸

²⁹⁵ Hoffmann, *Der Sandmann*, S. 97.

²⁹⁶ Ebd., S. 98.

²⁹⁷ Brentano, *Godwi*, S. 374f.

²⁹⁸ Ebd., S. 379.

Der gegenwärtige, extradiegetische Leser kann zurückblättern und auf Seite 266 tatsächlich ein eingeschobenes Lied finden, in dem von einem Teich die Rede ist.

In zahlreichen Stellen wird Lesen gedoppelt und auf vielfältige Weise amplifiziert. Ob als naives Einfühlen in das Erlebte anderer, als intuitives Übersetzen von Fremdem und Rätselhaftem, als Wiedererinnern und Enträtseln von numinosen Chiffren in der Natur – Lesen hat einen ganz unmittelbaren Einfluss auf die Protagonisten romantischer Texte, ihr eigenes Leben und ihr Verhältnis zu ihrem eigenen Selbst.

4. Schlussbetrachtung und Resümee: Lesen und Leben

Die Frage nach Lese-Szenen, nach Lektüre-Figurationen oder Gestaltungen eines Lese-Motivs birgt viele Facetten: makrostrukturell und außerliterarisch das historische Umfeld sowie soziokulturelle Bedingungen des Lesens selbst; angesprochen sind Bücheraufkommen, Institutionen wie Leihbibliotheken samt deren Bedeutung bis hin zu Alphabetisierung und Vermögensverhältnisse hinsichtlich potentiellen Buchbesitzes. Auf einer zweiten Ebene ist die Figur des realen, historischen Lesers angesprochen, welcher sich – wenn auch unter Vorbehalten – der empirischen Rezeptionsforschung erschließt. Zuletzt stehen die innerliterarische Lese-Szene einer fiktionalen Leser-Figur und ein intradiegetischer Akt der Lektüre im Zentrum, wobei die Frage nach dem Lektüre-Objekt und jene nach einer Definition von ‚Lesen‘ problematisch sind.²⁹⁹ Gelesen wird – in freier Anlehnung an Aleida Assmann – immer und überall insofern, als man von einem *homo interpretes* oder *homo legens* sprechen kann. Es wurde diskutiert, dass speziell die Natur in der Romantik eine routinemäßige Chiffre darstelle, die gelesen, oder auch nicht erfolgreich gelesen werden könne, etwa wenn in Eichendorffs Erzählung *Das Marmorbild*, die ansonsten von reiner Oralität geprägt ist, die „[...] Gegend draußen [...] wie eine wunderbar verschränkte Hieroglyphe im zauberischen Mondschein“³⁰⁰ liegt. In der Novelle aus dem Jahr 1818 ist der Held Florio zwischen der realen Bianka und einer Venusstatue hin- und hergerissen; gerettet und vom Wahn endgültig befreit wird Florio durch den Gesang des Sängers Fortunato. Florios Heil liegt in der Wirklichkeit, nicht in seinen Träumereien; der romantischen Entgrenzung steht die Beschränkung der sicheren bürgerlichen Ehe gegenüber.³⁰¹ In der oralen Welt Florios, die stark durch Musik geprägt ist, erscheint Schriftlichkeit als latente Bedrohung: die hieroglyphische Natur verrät die Versuchungen zauberischer Trugbilder. (Christliche) Erlösung liegt für Florio in der Absage an poetische Einbildungskraft und phantastische Träumereien – ein allzu poetisch affizierbarer Geist sei eine Gefährdung für das reale Lebens- und Liebesglück.

²⁹⁹ Auf die Unterscheidung von realem Leser, fiktionalem Leser und Spielarten wie dem impliziten oder intendierten Leser geht Stockhammer ein, vgl. Stockhammer 1991, S. 10.

³⁰⁰ Eichendorff, Joseph von: *Das Marmorbild*. In: Ders.: *Ahnung und Gegenwart. Erzählungen*. Hg. v. Wolfgang Frühwald und Brigitte Schillbach. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1985 (Joseph von Eichendorff, Werke, Band 2), S. 414 [im Folgenden abgekürzt mit: Eichendorff, *Das Marmorbild*].

³⁰¹ Vgl. Moering 2010, S. 194 sowie Freund 1990, S. 109f.

Ein derart glückliches Ende trotz wiederholter Versuchungen ist romantischen Protagonisten, wo sie mit Schriftlichkeit in Berührung kommen und Lese-Situationen erleben, selten beschieden. In der vorliegenden Arbeit wurde dieser dritte Aspekt solcher innerliterarischer Lese-Szenen fokussiert. Zahlreiche Arbeiten setzen dabei unterschiedliche Schwerpunkte, wie sie in der Einleitung vorgestellt wurden.

Zur Beschreibung der historischen Situation dominiert das heutzutage relativierte³⁰², von Rolf Engelsing geprägte Diktum von der ‚Leserevolution‘. Ihm zufolge löste im 18. Jahrhundert neben der immensen Ausweitung des vorrangig nun an Unterhaltung interessierten Lesepublikums eine extensive Lektüre (einmalige Lektüre zahlreicher profaner Bücher) die traditionell intensive (wiederholtes Immer-Wieder-Lesen und erbauendes Memorieren der Bibel) ab. Damit korrelierte ein Wandel im Leseverhalten: Schemenhaft könnte man von der Entwicklung eines ehemals laut artikulierten, körperlichen Vortragens in der Gesellschaft zu einer einsamen internalisiert-stummen Lektüre im Privaten sprechen. Die Voraussetzungen dafür lieferten neben sozioökonomischen Grundlagen florierende Leihbibliotheken, die eine preiswerte Handhabe zahlreicher Exemplare von Abenteuer- und Liebesromanen zu Hause ermöglichten. Durch die neue Gewohnheit, in der Nacht allein zu lesen, wurde Lesen, so die Argumentation von Alberto Martino, dem kontrollierten öffentlichen Raum entzogen (weshalb pädagogische Diskurse die vermeintlich schädlichen Lektürewirkungen in den Blick nahmen) und eine Intimisierung des nun als solchen erlebten subjektiven Lektüreerlebnisses verstärkt. Imaginatives Rollenhandeln sowie Empathie und Identifikation mit fiktiven Figuren wurden begünstigt: Lesen diente der Orientierung in einer undurchsichtigen Welt, wurde zu einem literarischen Probehandeln im Geiste.³⁰³ Martino formuliert:

„Der Wandel der Lesegewohnheiten, der mit der Zunahme der Autorenzahl, der Steigerung der Buchproduktion, der Kommerzialisierung der Literatur und der Entstehung des freien Schriftstellertums eher in einem wechselseitigen Wirkungs- als in einem einseitigen Kausalverhältnis stand, war zugleich Wirkung und Anlass einer radikalen Veränderung der Funktion der Lektüre in der Gesellschaft. [...] Romane,

³⁰² Vgl. dazu etwa Reinhard Wittmann, der in seinem gleichlautenden Aufsatz danach fragt, ob es am Ende des 18. Jahrhunderts tatsächlich eine sogenannte Leserevolution gab: Wittmann, Reinhard: Gibt es eine Leserevolution am Ende des 18. Jahrhunderts? In: Chartier, Roger / Cavallo, Guglielmo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/New York: Campus 1999, S. 419ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Wittmann 1999].

³⁰³ Vgl. Martino, Alberto: Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914). Mit einem zusammen mit Georg Jäger erstellten Verzeichnis der erhaltenen Leihbibliothekskataloge. Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1990 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 29), S. 9 [im Folgenden abgekürzt mit: Martino 1990] sowie Apel 2010, S. 38.

neben Zeitungen und Journalen die beliebteste Lektüre, bewirkten die Emanzipation der Einbildungskraft, ließen Wünsche keimen, die nicht zu erfüllen waren, ohne die bestehende immobile Gesellschaft zu verändern, und nährten die Unzufriedenheit mit der eigenen Lage und den gegebenen Verhältnissen. Sie riefen ein immer stärkeres Bedürfnis nach kompensatorischer Evasion hervor [...].³⁰⁴

Dort, wo das Erlesene in Relation zum selbst Erlebten gesetzt wurde, erschien fortan die Lektüre als Spiegel des eigenen Lebens und begann die weitreichende wechselseitige Bezugnahme von Leben und Lesen.

Leben und Lesen, dieses Verhältnis war in der Romantik von großem Interesse und wurde in theoretischen und literarischen Texten reflektiert. Anlässlich eines Vortrags in der Österreichischen Nationalbibliothek sprach der ehemalige Leiter des Österreichischen Literaturarchivs, Wendelin Schmidt-Dengler, über Glanz und Elend dieser Kulturtechnik. Unter dem Titel *Leben oder Lesen* problematisierte der Wiener Germanist die Frage, ob derjenige, der liest, denn auch lebe. Gert Mattenklott konstatiert nüchtern: „Wer liest, arbeitet nicht.“³⁰⁵ Ganz existenziell dagegen Ralph Rainer Wuthenow:

„Lektüre, das ist eine neue Erfahrung [der Romantik], verändert die Stimmung des Subjekts und sein Verhältnis zur Umwelt – es wird meistens in der Einsamkeit, vielleicht zu zweit gelesen; zum einen macht sie feinfühlicher und bereichert die Empfindungswelt, zum anderen kann sie auf dem Umweg über die Phantasieeinwirkung hemmend, aushöhlend und erschlaffend sein. [...] Die mögliche Bereicherung der Empfindungen, die Ausweitung der Erfahrungsbereiche, die von der Lektüre erschlossen werden, drohen zu Mitteln der Deformation, gar der potentiellen Manipulation des eigenen Gefühlslebens zu werden. Die Existenz selbst wird darüber unreal, scheinhaft, wird Schauspielerei. Das Leben wird nicht mehr gelebt, sondern dem Ge- und Beschriebenen folgend zurechtgelegt. Es erstickt unter der Last der Buchstaben, alles wird zum Theater, zur Inszenierung also [...]. Der Preis der Literarisierung und Ästhetisierung des Daseins ist das Dasein.“³⁰⁶

Wuthenow spricht zahlreiche Diskurse an, die in der vorliegenden Arbeit aufgenommen wurden. Zum einen die physische Wirkung des Lesens, die sich auf vielfältige Weise zeigen kann – unter dem Schlagwort ‚empathisches Lesen als Immersion‘ wurden Gefahren eines solchen Versinkens in Lektüre, auch weil die neue Intimität von der kontrollierenden Öffentlichkeit isolierte³⁰⁷, besprochen. Auch

³⁰⁴ Ebd., S. 14.

³⁰⁵ Mattenklott 1982, S. 116.

³⁰⁶ Wuthenow 1980, S. 106f.

³⁰⁷ Vgl. dazu auch Jezek, Martha Jennifer: Funktionen des Lesens im 18. Jahrhundert. Diplomarbeit. Wien 2000, S. 128 [im Folgenden abgekürzt mit: Jezek 2000].

zeigt sich, dass sich der romantische Leser, wo er liest, von der Gesellschaft entfernt: nicht nur tendiert man dazu, alleine im Stillen zu lesen, bei Tieck wird er aufgrund einer Runentafel wahnsinnig, bei Hoffmann entrückt er infolge des Kontakts mit geheimer Schriftlichkeit nach Atlantis. Wo zudem die Phantasie allzu heftig affiziert wird, wird die Existenz selbst, die eigene Subjektivität brüchig – ganz so, wie es William Lovell dem Balder attestiert:

Balder hat mir geschrieben und ein merkwürdiges Beispiel gegeben, wie weit ein Mensch sich verirren könne, wenn er einer kranken Phantasie die Zügel seiner selbst überlässt. Von Phantomen seiner Einbildungskraft erschreckt, von einer Krankheit gelähmt, ist er jetzt im Begriffe, an seiner eigenen Existenz zu zweifeln; der sonderbarste und widersinnigste Widerspruch, den sich ein moralisches Wesen nur erlauben darf.³⁰⁸

Lesen, wenn es als solches bewusst reflektiert wird, tritt stets in Bezug zur eigenen Subjektivität. Wo diese wiederum nicht problematisiert wird, scheint auch die Lektüre kein Gefahrenpotential zu entfalten: Der Eichendorffsche Taugenichts lebt von seiner unschuldigen Lektürehaltung. Lesen dient ihm zu keiner Ich-Erweiterung, sondern ist stumpfer Müßiggang. Auch Hoffmanns Blumenmädchen nutzt Lektüre nicht als Spiegel des eigenen Selbst, Lesen ist stattdessen kontemplativer Zeitvertreib, vergleichbar einem Waldspaziergang. Lektüre scheint dort anzugreifen, wo man nachzudenken beginnt, wo die eigene Subjektivität auf dem Spiel steht. Wenn Einbildungskraft und Phantasie allzu heftig affiziert werden, setzen romantische Protagonisten meist eine Katabasis in Gang, an deren Ende Tod oder Isolation stehen: Anselmus entrückt nach Atlantis, Christian endet in Waldeinsamkeit, Nathanael stürzt in den Tod.

Dieses Übergreifen auf das Subjekt, auf den Geist wird oftmals mit einem Ablassen vom Körper, zumindest in der eingenommenen Lese-Pose, gleichgesetzt. Der diskutierte Entkörperlichung und zunehmenden Kognitivierung des Lesens (mit meist äußerst negativen Folgen), welche Erich Schön in seiner ebenso betitelten Publikation als Verlust der Sinnlichkeit brandmarkt, entspricht historisch das stille, einmalige, kühle Lesen; das Buch weg vom Körper, der Finger fährt nicht mehr die Zeilen nach, allein die Augen folgen dem Text: nicht das Buch dürfe über den Leser, sondern der Leser müsse über das Buch herrschen.³⁰⁹

³⁰⁸ Tieck, *William Lovell*, S. 87.

³⁰⁹ Vgl. Schön 1987, S. 113ff.

Bisweilen scheint es in den präsentierten Lese-Szenen, als würden romantische Autoren diesen neuen historischen Trend, wie ihn Schön skizziert, zu unterminieren suchen. Andere Stimmen aus der Sekundärliteratur relativieren allerdings einen solchen Eindruck: Auf die mitunter auch kritisierte Opposition von ehemals intensiver Lektüre eines begrenzten religiösen Textkorpus und extensiver Lektüre belletristischer Literatur beziehen sich Roger Chartier und Guglielmo Cavallo und weisen darauf hin, dass sich trotz dieser oft überspitzten Dichotomie – in der Tradition von *Werther* oder der *Heloise* – um 1800 wieder eine intensive Lektüre etablierte, durch die sich der Roman des Lesers bemächtigte und diesen beherrsche.³¹⁰ Die Protagonisten der ausgewählten Werke zeigen, wie sie eben nicht entkörperlicht lesen, sondern vielmehr durch Bücher, bestimmte Lektüre und fatale Lese-Szenen beherrscht und bestimmt werden.

„Besonders Tiecks Kunstmärchen [...] zeigen das Leben der unglücklichen Helden umschlossen von unerklärlichen und unbeherrschbaren Mächten. Stimmungen des Grauens, der Angst, der Melancholie und der Wehmut befallen den Menschen, machen ihn willenlos und treiben ihn dem Tod oder dem Wahnsinn entgegen.“³¹¹

Immer ist Lektüre der Auslöser für einen solchen existenziellen Verfall, das Lesen scheint gegenüber dem Leben die Oberhand zu gewinnen.

Auch ohne eine exklusive Antinomie zwischen Leben und Lesen anzunehmen – ein gewisser Kontrast bleibt. Bei Hans Blumenberg heißt es: „Zwischen den Büchern und der Wirklichkeit ist eine alte Feindschaft gesetzt.“³¹² Was man liest, tritt auch für Edgar Bracht zwangsläufig in ein Spannungsverhältnis zur erfahrenen Wirklichkeit, und wo sich eine solche Spannung nicht einstellen wolle, dort werde das Gelesene ohnehin gleich wieder vergessen.³¹³ Mattenklott problematisiert hingegen vielmehr die Nähe und wesenshafte Ähnlichkeit, wenn er pathetisch formuliert:

„Welchem passionierten Leser würde es nicht gelegentlich erscheinen, dass er in der Erinnerung das Gelesene mit Erlebtem verwechselt, als hätte er es mit leiblichen Augen gesehen?“³¹⁴

³¹⁰ Vgl. Chartier, Roger / Cavallo, Guglielmo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/New York: Campus 1999, S. 43 [im Folgenden abgekürzt mit: Chartier/Cavallo 1999].

³¹¹ Schumacher 1990, S. 257.

³¹² Blumenberg 1981, S. 17.

³¹³ Vgl. Bracht 1987, S. 1.

³¹⁴ Vgl. Mattenklott 1982, S. 104.

Die Frage danach, in welchem Verhältnis man das eigene Leben zum Gelesenen setzen solle, bestimmt die (nicht nur pädagogische) Sicht auf Lektüre und Literatur. Ähnlich behandelt Hoffmann immer wieder die tiefe Kluft zwischen Poesie und wahrem Leben, wobei Grundintention der Romantik ja ist, diese Kluft zu schließen, beziehungsweise die eine Sphäre in die andere überzuführen. Im Märchen *Der goldene Topf* vermittelt der Archivarius Lindhorst Poesie und Leben, Lesen und Leben also, und repräsentiert damit das Ziel der Bewusstseinsbildung.³¹⁵

Bei Wuthenow hieß es, der Preis der Literarisierung und Ästhetisierung des Daseins sei das Dasein. Lindhorst zeigt hier eine ideale Harmonisierung dieser antinomischen Sphären; im *Heinrich von Ofterdingen* ist vom als Gefahr gewerteten Verlust des unpoetischen Daseins nichts zu spüren, vielmehr müsse gerade die Existenz in eine poetische übergehen.

Schopenhauer modifiziert die Kritik an der Immersion in Lektüre beziehungsweise an der Unmündigkeit, in die man sich ihm zufolge durch das Lesen begeben. Für ihn lautet deshalb das Gegensatzpaar Denken versus Lesen, denn die Lektüre verleite dazu, das Denken an jemanden anderen zu delegieren – Empfehlung ist vielmehr die Kunst, *nicht* zu lesen.³¹⁶ Im Aufsatz *Über Lesen und Bücher* heißt es:

Wenn wir lesen, denkt ein anderer für uns: wir wiederholen bloß seinen mentalen Prozess. [...] Demnach ist beim Lesen die Arbeit des Denkens uns zum größten Teile abgenommen. Daher die fühlbare Erleichterung, wenn wir von der Beschäftigung mit unseren eigenen Gedanken zum Lesen übergehen. Aber während des Lesens ist unser Kopf doch eigentlich nur Tummelplatz fremder Gedanken. Wenn nun diese endlich abziehen, was bleibt? Daher kommt es, dass, wer sehr viel und den ganzen Tag liest, dazwischen aber sich in gedankenlosem Zeitvertreibe erholt, die Fähigkeit, selbst zu denken, allmähig [sic!] verliert – wie einer, der immer reitet, zuletzt das Gehen verlernt.³¹⁷

Rudolf Schenda legt in seiner Sozialgeschichte des Lesens *Volk ohne Buch* eine Analyse der populären Lesestoffe im 18. und 19. Jahrhundert vor. Dass darin die kanonisierten Autoren und Texte der Romantik schlicht keine Erwähnung finden³¹⁸, mag irritieren, korreliert aber mit dem angesprochenen programmatischen

³¹⁵ Vgl. Schmidt, Jochen: *Der goldene Topf*. Ein Schlüsseltext romantischer Poetologie. In: Saße, Günter (Hg.): E.T.A. Hoffmann. Romane und Erzählungen. Interpretationen. Stuttgart: Reclam 2004, S. 43 [im Folgenden abgekürzt mit: Schmidt 2004].

³¹⁶ Vgl. Bracht 1987, S. 294f. sowie Schopenhauer, *Über Lesen und Bücher*, S. 651ff.

³¹⁷ Schopenhauer, *Über Lesen und Bücher*, S. 651.

³¹⁸ Vgl. Schenda 1977.

Autonomieanspruch, der die Literatur der Romantik auf das Ethos eines sich selbst genügenden, hermetischen Bollwerks verpflichtete.

„Dies aber, der im Medium des Lesens von Literatur erfolgende spielerische Umgang mit fremden Charakteren, das phantasiehafte, aber kontrollierte Übernehmen und Wieder-Ablegen fremder Rollen ist ein Einüben von Empathie.“³¹⁹

Interessanterweise entwirft Schön einen Zusammenhang neben der Assoziation zum Leben zwischen Lesen und der eigenen Identität. Denn wie schon zuvor angedeutet, standen und stehen Lesen und Leben in einem stets (auch prekären) spannungsvollen Wechselverhältnis zueinander, da das eigene Lesen die eigene Subjektivität unmittelbar betrifft. Die Epoche der Romantik und die zeitgleich sich vollziehende Aufwertung der Schrift sind vor diesem Hintergrund zu sehen: eine neu entstandene, aufgeklärte bürgerliche Öffentlichkeit stellte erstmals autoritäre Ordnungen in Frage; an die Stelle bloßer Geburt trat die individuelle Identität, die nach stets neuen Möglichkeiten zur Selbst-Konstituierung trachtete. Die neue belletristische Literatur wurde zum Medium für Identitätsexploration schlechthin. Lesen und Lektüre gewannen so eine emanzipatorische und identitätskonstituierende Funktion.³²⁰ Ähnlich werten heutzutage Identitätsforschung und Medienpsychologie die Potentiale von Internet und Medienkommunikation zur Selbstexploration mittels fluidem Patchwork-Selbst.³²¹ Der Romantik scheint in dieser Zeit, in der Kontingenz sowie Offenheit der eigenen Identität und Geschichte bewusst werden, eine Vorreiterrolle zuzukommen: in Form von empathischer Lektüre in fiktiven Lese-Szenen können neue Identitätserfahrungen im Sinn spielerischer Identitätserweiterung durchfiguriert werden. Lesen wird zum Probehandeln, zum gedoppelten Leben. Die Vielfalt literarischer Selbstentwürfe, die Macht von Phantasie und Einbildungskraft sind vor dem Hintergrund einer bürgerlichen Öffentlichkeit verständlich, die sich in der Romantik erstmals ihrer zukunfts offenen Freiheit individueller Subjektivität ganz bewusst wird.

³¹⁹ Schön 1999, S. 31.

³²⁰ Vgl. Wittmann 1999, S. 423ff.

³²¹ Vgl. dazu etwa Keupp, Heiner: Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Keupp, Heiner / Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt: Suhrkamp 1997, S. 12ff. [im Folgenden abgekürzt mit: Keupp 1997].

5. Literatur

Primärliteratur

Arnim, Achim von: Isabella von Ägypten. In: Ders.: Sämtliche Erzählungen 1802-1817. Hg. v. Renate Moering. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1990 (Achim von Arnim, Werke, Band 6), S. 622-744.

Augustinus, Aurelius: Bekenntnisse. Vollständige Ausgabe, eingeleitet und übertragen von Wilhelm Thimme. Zürich/Stuttgart: Artemis 1950 (Augustinus' Werke, Band 1).

Brentano, Clemens: Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. Text, Lesarten und Erläuterungen. Hg. v. Werner Bellmann. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: W. Kohlhammer 1978 (Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Historisch-Kritische Ausgabe, Band 16).

Brentano, Clemens: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. In: Ders.: Erzählungen. Text, Lesarten und Erläuterungen. Hg. v. Gerhard Kluge. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: W. Kohlhammer 1987 (Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Historisch-Kritische Ausgabe, Band 19), S. 399-439.

Chamisso, Adelbert von: Peter Schlemihls wundersame Geschichte. In: Ders.: Sämtliche Werke in Zwei Bänden. Zweiter Band. Prosa. Hg. v. Werner Feudel und Christel Laufer. München/Wien: Carl Hanser 1982, S. 15-79.

Eichendorff, Joseph von: Das Marmorbild. In: Ders.: Ahnung und Gegenwart. Erzählungen. Hg. v. Wolfgang Frühwald und Brigitte Schillbach. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1985 (Joseph von Eichendorff, Werke, Band 2), S. 383-428.

Eichendorff, Joseph von: Aus dem Leben eines Taugenichts. In: Ders.: Ahnung und Gegenwart. Erzählungen. Hg. v. Wolfgang Frühwald und Brigitte Schillbach. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1985 (Joseph von Eichendorff, Werke, Band 2), S. 445-561.

Goethe, Johann Wolfgang: Die Leiden des jungen Werthers. In: Ders.: Die Leiden des jungen Werthers, Die Wahlverwandtschaften, Kleine Prosa, Epen. Hg. v. Waltraud Wiethölter. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1994 (Johann Wolfgang von Goethe, Sämtliche Werke, Band 8), S. 10-267.

Herder, Johann Gottfried: Briefe zu Beförderung der Humanität. Hg. v. Hans Dietrich Irmischer. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1991 (Johann Gottfried Herder, Werke, Band 7).

Hoffmann, E.T.A.: Prinzessin Brambilla. In: Ders.: Klein Zaches, genannt Zinnober, Prinzessin Brambilla, Meister Floh. Textrevision und Anmerkungen von Hans-Joachim Kruse. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1982 (E.T.A. Hoffmann, Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Band 7), S. 125-288.

Hoffmann, E.T.A.: Die Elixiere des Teufels. Werke 1814-1816. Hg. v. Hartmut Steinecke. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1988 (E.T.A. Hoffmann, Sämtliche Werke, Band 2/2).

Hoffmann, E.T.A.: Des Veters Eckfenster. In: Ders.: Späte Prosa, Briefe, Tagebücher und Aufzeichnungen, Juristische Schriften, Werke 1814-1822. Hg. v. Gerhard Allroggen u.a. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 2004 (E.T.A. Hoffmann, Sämtliche Werke, Band 6), S. 468-497.

Hoffmann, E.T.A.: Der Sandmann. Historisch-Kritische Edition. Hg. v. Kaltërina Latifi. Frankfurt: Stroemfeld 2011.

Hoffmann, E.T.A.: Das Fräulein von Scuderi. In: Hoffmanns Werke in drei Bänden. Zweiter Band. Erzählungen – Märchen. Ausgewählt und eingeleitet von Gerhard Schneider. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1986 (Bibliothek Deutscher Klassiker), S. 71-140.

Hoffmann, E.T.A.: Der goldene Topf. In: Hoffmanns Werke in drei Bänden. Erster Band. Erzählungen – Märchen. Ausgewählt und eingeleitet von Gerhard Schneider. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1986 (Bibliothek Deutscher Klassiker), S. 57-144.

Jean Paul: Leben des Quintus Fixlein. In: Ders.: Werke. Vierter Band. Kleinere erzählende Schriften 1796-1801. Hg. v. Norbert Miller. München: Carl Hanser 1961, S. 7-260.

Novalis: Heinrich von Ofterdingen. In: Ders.: Band 1. Das dichterische Werk, Tagebücher und Briefe. Hg. v. Richard Samuel. München/Wien: Carl Hanser 1978, S. 237-383.

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von: Schriften 1794-1800. Hg. v. Manfred Frank. Frankfurt: Suhrkamp 1985 (Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling, Ausgewählte Schriften, Band 1).

Schlegel, Friedrich: Werke in zwei Bänden. Erster Band. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen Deutschen Literatur in Weimar, ausgewählt und eingeleitet von Wolfgang Hecht. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1980 (Bibliothek Deutscher Klassiker).

Schlegel, Friedrich: Werke in zwei Bänden. Zweiter Band. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen Deutschen Literatur in Weimar, ausgewählt und eingeleitet von Wolfgang Hecht. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1980 (Bibliothek Deutscher Klassiker).

Schopenhauer, Arthur: Über Lesen und Bücher. In: Schopenhauer, Arthur: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften II. Stuttgart/Frankfurt: Cotta-Insel 1965 (Arthur Schopenhauer. Sämtliche Werke, Band 5), S. 651-662.

Tieck, Ludwig: Des Lebens Überfluß. In: Tiecks Werke in zwei Bänden. Zweiter Band. Die Vogelscheuche – Des Lebens Überfluß – Literaturwissenschaftliche Schriften. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen Deutschen Literatur in Weimar, ausgewählt und eingeleitet von Claus Friedrich Köpp. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1985 (Bibliothek Deutscher Klassiker), S. 311-370.

Tieck, Ludwig: Der blonde Eckbert. In: Ders.: Phantasmus. Hg. v. Manfred Frank. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1985 (Ludwig Tieck, Schriften, Band 6), S. 126-148.

Tieck, Ludwig: Der Runenberg. In: Ders.: Phantasmus. Hg. v. Manfred Frank. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag 1985 (Ludwig Tieck, Schriften, Band 6), S. 184-209.

Tieck, Ludwig: William Lovell. Ein Briefroman aus den Jahren 1793-1796. Gekürzte Fassung der Ausgabe von 1828. Mit einem Nachwort von Manfred Schlösser. Darmstadt: Agora 1961.

Wackenroder, Wilhelm Heinrich: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. In: Ders.: Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. v. Silvio Vietta und Richard Littlejohns. Band I: Werke. Heidelberg: Carl Winter 1991, S. 51-145.

Sekundärliteratur

Apel, Friedmar: Das Auge liest mit. Zur Visualität der Literatur. München: Carl Hanser 2010.

Assmann, Aleida: Im Dickicht der Zeichen. Berlin: Suhrkamp 2015.

Barth, Susanne: Mädchenlektüren. Lesediskurse im 18. und 19. Jahrhundert. Frankfurt/New York: Campus 2002.

Becker-Cantarino, Barbara: Schriftstellerinnen der Romantik. In: Bunzel Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 200-215.

Beiser, Frederick: Romantik und Idealismus. In: Forster, Michael / Vieweg, Klaus (Hg.): Die Aktualität der Romantik. Berlin: Lit 2012 (Romantik heute 1), S. 47-63.

Bergk, J.A.: Die Kunst, Bücher zu lesen. Nebst Bemerkungen über Schriften und Schriftsteller. Jena 1799.

Bickenbach, Matthias: Von den Möglichkeiten einer >inneren< Geschichte des Lesens. Tübingen: Max Niemeyer 1999 (Communicatio. Studien zur europäischen Literatur- und Kulturgeschichte 20).

Bloch, Ernst: Gesellschaft und Kultur. Ausgewählte Schriften. Band 2. Hg. v. Johann Kreuzer und Ulrich Ruschig. Berlin: Suhrkamp 2010 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1966).

Blumenberg, Hans: Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt: Suhrkamp 1981.

Boesken, Gesine / Schaffers, Uta: Einleitung: Von einigen Verwandlungen im Lesen. In: Boesken, Gesine / Schaffers, Uta (Hg.): Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bildung – Vermittlung. Festschrift für Erich Schön. Berlin: LIT 2013 (Leseforschung 3), S. 7-30.

Bohn, Cornelia: Inklusion, Exklusion und die Person. Konstanz: UVK 2006 (Theorie und Methode 28).

Borges, Jorge Luis: Inquisitionen. Essays 1941 – 1952. Übersetzt von Karl August Horst und Gisbert Haefs. Frankfurt: Fischer 1992.

Bourdieu, Pierre: Rede und Antwort. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs. Frankfurt: Suhrkamp 1992.

Bracht, Edgar: Der Leser im Roman des 18. Jahrhunderts. Frankfurt: Peter Lang 1987 (Marburger Germanistische Studien 8).

Brandes, Helga: Die Entstehung eines weiblichen Leseublikums im 18. Jahrhundert. Von den Frauenzimmerbibliotheken zu den literarischen Damengesellschaften. In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England und Frankreich. Tübingen: Narr 1994, S. 125-133.

Breuer, Ulrich: Friedrich Schlegel. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 60-75.

Brinkmann, Richard: Zur Eröffnung des Symposiums. In: Brinkmann, Richard (Hg.): Romantik in Deutschland. Ein interdisziplinäres Symposion. Stuttgart: J.B. Metzler 1978 (Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Sonderband), S. 7-38.

Brüggemann, Heinz: Romantik und Moderne. Moden des Zeitalters und buntscheckige Schreibart. Aufsätze. Würzburg: Königshausen & Neumann GmbH 2009.

Bunzel, Wolfgang: Einleitung. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 7-10.

Chartier, Roger: Lesewelten. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit. Aus dem Französischen von Brita Schleinitz und Ruthard Stäblein. Frankfurt/New York: Campus 1990.

Chartier, Roger / Cavallo, Guglielmo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/New York: Campus 1999.

Eggert, Hartmut / Garbe, Christine: Literarische Sozialisation. Stuttgart: J.B. Metzler 1995 (Sammlung Metzler 287).

Engelsing, Rolf: Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800. Stuttgart: Metzler 1974.

Folkmann, Mads Nygaard: Figurationen des Übergangs. Zur literarischen Ästhetik bei Novalis. Frankfurt: Peter Lang 2006 (Deutsche Sprache und Literatur, Band 1927).

Forster, Michael / Vieweg, Klaus (Hg.): Die Aktualität der Romantik. Berlin: Lit Verlag 2012 (Romantik heute 1).

Frank, Manfred: Das Problem „Zeit“ in der deutschen Romantik. Zeitbewusstsein und Bewusstsein von Zeitlichkeit in der frühromantischen Philosophie und in Tiecks Dichtung. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh 1990.

Frank, Manfred: Einführung in die frühromantische Ästhetik. Vorlesungen. Frankfurt: Suhrkamp 1989.

Frank, Manfred: „Unendliche Annäherung“. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. Frankfurt: Suhrkamp 1997.

Frank, Manfred: Was heißt ‚frühromantische Philosophie‘? In: Forster, Michael / Vieweg, Klaus (Hg.): Die Aktualität der Romantik. Berlin: Lit Verlag 2012 (Romantik heute 1), S. 23-45.

Freund, Winfried: Literarische Phantastik. Die phantastische Novelle von Tieck bis Storm. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer 1990.

Füller, Klaus: Lesen in Geschichte und Gegenwart. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren 1997.

Gauger, Hans-Martin: Die sechs Kulturen in der Geschichte des Lesens. In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England und Frankreich. Tübingen: Narr 1994, S. 27-47.

Gebhardt, Armin: Ludwig Tieck. Leben und Gesamtwerk des „Königs der Romantik“. Marburg: Tectum Verlag 1997.

Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 8 in zwei Teilbänden. Bearbeitet und herausgegeben von Reinhard Koselleck und Rudolf Walther. Stuttgart: Klett-Cotta 1997.

Goetsch, Paul: Einleitung: Zur Bewertung von Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. In: Goetsch, Paul (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England und Frankreich. Tübingen: Narr 1994, S. 1-23.

Graf, Werner: Zur Emotionalität des Lesens. Aussagen von Lesern zur Wirkung von fiktionaler Literatur. In: Boesken, Gesine / Schaffers, Uta (Hg.): Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bildung – Vermittlung. Festschrift für Erich Schön. Berlin: LIT 2013 (Leseforschung 3), S. 281-302.

Griep, Hans-Joachim: Geschichte des Lesens. Von den Anfängen bis Gutenberg. Darmstadt: WBG 2005.

Hölter, Achim: Ludwig Tieck. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 123-137.

Jäger, Georg / Schönert, Jörg: Die Leihbibliothek als literarische Institution im 18. und 19. Jahrhundert – ein Problemaufriss. In: Jäger, Georg / Schönert, Jörg: Die Leihbibliothek als Institution des literarischen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert. Organisationsformen, Bestände und Publikum. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, 30. September bis 1. Oktober 1977. Hamburg: Dr. Ernst Hauswedell & Co. 1980 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 3), S. 7-60.

Japp, Uwe: Das Buch im Buch. Eine Figur des literarischen Hermetismus. In: Deupmann, Christoph / Scherer, Stefan / Stockinger, Claudia: Ironien der Hermeneutik. Heidelberg: Winter 2013 (Beiträge zur Neueren Literaturgeschichte 316), S. 9-31.

Jeßing, Benedikt / Köhnen, Ralph: Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft. 3., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Mit 39 Abbildungen. Stuttgart: J.B. Metzler 2012.

Jezek, Martha Jennifer: Funktionen des Lesens im 18. Jahrhundert. Diplomarbeit. Wien 2000.

Kaiser, Gerhard: Literarische Romantik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG 2010.

Kemper, Dirk: Wilhelm Heinrich Wackenroder. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 107-122.

Keupp, Heiner: Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Keupp, Heiner / Höfer, Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt: Suhrkamp 1997.

Klees, Michael: Gesellschaftliche Randgruppen im Werk Achim von Arnims. Zur Funktion von Zigeunern und Juden in „Isabella von Ägypten“ und „Die Majorats-Herren“. In: Jablkowska, Joanna / Leibfried, Erwin (Hg.): Fremde und Fremdes in der Literatur. Frankfurt: Peter Lang 1996 (Gießener Arbeiten zur Neueren Deutschen Literatur und Literaturwissenschaft 16), S. 60-77.

Koselleck, Reinhart: Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit. In: Herzog, Reinhart / Koselleck, Reinhart (Hg.): Epochenschwelle und Epochenbewusstsein. München: Wilhelm Fink 1987 (Poetik und Hermeneutik XII), S. 269-282.

Kremer, Detlef: Romantik. Lehrbuch Germanistik. 3., aktualisierte Auflage. Stuttgart: Metzler 2007.

Kremer, Detlef / Lieb, Claudia (Hg.): Romantik. Das große Lesebuch. Frankfurt: Fischer 2010.

Kreuzer, Helmut: Gefährliche Lesesucht. Bemerkungen zu politischer Lektürekritik im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Leser und Lesen im 18. Jahrhundert. Colloquium der Arbeitsstelle Achtzehntes Jahrhundert Gesamthochschule Wuppertal. Heidelberg: Carl Winter 1977, S. 62-75.

Lee, Kyoung-Jin: Die deutsche Romantik und das Ethische der Übersetzung. Die literarischen Übersetzungsdiskurse Herders, Goethes, Schleiermachers, Novalis', der Brüder Schlegel und Benjamins. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014 (Epistemata – Würzburger Wissenschaftliche Schriften 803).

Lennartz, Rita M.: Inszenierung der Lektüre. Das Zusammenspiel von Buchgestaltung, Narration und Metaphorik in Brentanos „Godwi“. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2010.

Lyons, Martyn: Die neuen Leser im 19. Jahrhundert: Frauen, Kinder, Arbeiter. In: Chartier, Roger / Cavallo, Guglielmo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/New York: Campus 1999, S. 455-497.

Magnuson, Paul: Reading Public Romanticism. Princeton: University Press 1998.

Manguel, Alberto: Eine Geschichte des Lesens. Hamburg: Reinbek 2000.

Marr, Mirko / Bonfadelli, Heinz: Mediennutzungsforschung. In: Bonfadelli, Heinz / Jarren, Otfried / Siegert, Gabriele (Hg.): Einführung in die Publizistikwissenschaft. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Bern/Stuttgart/Wien: 2010, S. 545-574.

Martino, Alberto: Die deutsche Leihbibliothek und ihr Publikum. In: Martino, Alberto: Literatur in der sozialen Bewegung. Aufsätze und Forschungsberichte zum 19. Jahrhundert. Tübingen: Max Niemeyer 1977, S. 1-26.

Martino, Alberto: Die ‚Leihbibliotheksfrage‘. Zur Krise der deutschen Leihbibliothek in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (mit Quellenausügen). In: Jäger, Georg / Schönert, Jörg: Die Leihbibliothek als Institution des literarischen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert. Organisationsformen, Bestände und Publikum. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, 30. September bis 1. Oktober 1977. Hamburg: Dr. Ernst Hauswedell & Co. 1980 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 3), S. 89-163.

Martino, Alberto: Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914). Mit einem zusammen mit Georg Jäger erstellten Verzeichnis der erhaltenen Leihbibliothekskataloge. Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1990 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 29).

Marx, Friedhelm: Erlesene Helden. Don Sylvio, Werther, Wilhelm Meister und die Literatur. Heidelberg: C. Winter 1995 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 3, Band 139).

Mattenklott, Gert: Der übersinnliche Leib. Beiträge zur Metaphysik des Körpers. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1982.

Mersch, Dieter (Hg.): Zeichen über Zeichen. Texte zur Semiotik von Charles Sanders Peirce bis zu Umberto Eco und Jacques Derrida. München: DTV 1998.

Mörchen, Helmut: „Zufallslektüren“ – Vom Gewicht einiger Texte „aus heiterem Himmel“. In: Boesken, Gesine / Schaffers, Uta (Hg.): Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bildung – Vermittlung. Festschrift für Erich Schön. Berlin: LIT 2013 (Leseforschung 3), S. 105-112.

Moering, Renate: Joseph von Eichendorff. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 183-199.

Nelles, Jürgen: Bücher über Bücher. Das Medium Buch in Romanen des 18. und 19. Jahrhunderts. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.

Neumann, Gerhard / Oesterle, Günter: Bild und Schrift in der Romantik. Würzburg: Königshausen und Neumann 1999 (Stiftung für Romantikforschung 6).

Newlyn, Lucy: Reading, Writing, and Romanticism: The Anxiety of Perception. New York: Oxford University Press 2000.

Ong, Walter J.: Orality and Literacy. The Technologizing of the Word. London/New York: Routledge 2002.

Plumpe, Gerhard / Stöckmann, Ingo: Autor und Publikum – Zum Verhältnis von Autoren und Lesern in medienspezifischer Perspektive. In: Handbuch Lesen. Im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz hg. v. Franzmann, Bodo / Hasemann, Klaus u.a. München: K. G. Saur 1999, S. 298-328.

Pott, Hans-Georg: Literarische Bildung. Zur Geschichte der Individualität. München: Fink 1995.

Raabe, Paul: Bücherlust und Lesefreuden. Beiträge zur Geschichte des Buchwesens im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Stuttgart: Metzler 1984.

Rauch, Marja: Die Schule der Einbildungskraft. Zur Geschichte des Literaturunterrichts in der Romantik. Frankfurt: Peter Lang 2011 (Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts 66).

Reichert, Klaus: Lesenlernen. Über moderne Literatur und das Menschenrecht auf Poesie. München/Wien: Carl Hanser 2006.

Richardson, Alan: Literature, Education, and Romanticism. Reading as Social Practice, 1780-1832. Cambridge: University Press 1994 (Cambridge Studies in Romanticism 8).

Rieger, Dietmar: Imaginäre Bibliotheken. Bücherwelten in der Literatur. München: Fink 2002.

Riesz, János / Schmidt-Hannisa, Hans-Walter (Hg.): Lesekulturen / Reading Cultures. Frankfurt: Peter Lang 2003.

Rühr, Sandra / Kuhn, Axel (Hg.): Sinn und Unsinn des Lesens. Gegenstände, Darstellungen und Argumente aus Geschichte und Gegenwart. Göttingen: V&R unipress 2013.

Safranski, Rüdiger: Romantik. Eine deutsche Affäre. Frankfurt: Fischer 2011.

Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910. München: dtv 1977.

Schmiedt, Helmut: Handlungsorientiertes Lesen. Sonderfälle der Intertextualität in der Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Boesken, Gesine / Schaffers, Uta (Hg.): Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bildung – Vermittlung. Festschrift für Erich Schön. Berlin: LIT 2013 (Leseforschung 3), S. 67-79.

Schmidt, Jochen: *Der goldene Topf*. Ein Schlüsseltext romantischer Poetologie. In: Saße, Günter (Hg.): E.T.A. Hoffmann. Romane und Erzählungen. Interpretationen. Stuttgart: Reclam 2004, S. 43-59.

Schneider, Jost: Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland. Berlin: De Gruyter 2004.

Schön, Erich: Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800. Stuttgart: Klett-Cotta 1987 (Sprache und Geschichte 12).

Schön, Erich: Geschichte des Lesens. In: Handbuch Lesen. Im Auftrag der Stiftung Lesen und der Deutschen Literaturkonferenz hg. v. Franzmann, Bodo / Hasemann, Klaus u.a. München: K.G. Saur 1999, S. 1-85.

Schön, Erich: Lesestoffe, Leseorte, Leserschichten. In: Glaser, Horst Albert / Vajda, György M. (Hg.): Die Wende von der Aufklärung zur Romantik 1760-1820. Epoche im Überblick. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins 2001, S. 77-113.

Schumacher, Hans: Romantik (1788-1835). In: Balzer, Bernd / Mertens, Volker (Hg.): Deutsche Literatur in Schlaglichtern. Mannheim/Wien/Zürich: Meyers Lexikonverlag 1990, S. 254-279.

Schultz, Hartwig: Clemens Brentano. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 138-151.

Sexl, Martin (Hg.): Einführung in die Literaturtheorie. Wien: Facultas 2004.

Steinecke, Hartmut: E.T.A. Hoffmann. In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 169-182.

Stockhammer, Robert: Leseerzählungen. Alternativen zum hermeneutischen Verfahren. Stuttgart: M & P 1991.

Svenbro, Jesper: Archaisches und klassisches Griechenland: Die Erfindung des stillen Lesens. In: Chartier, Roger / Cavallo, Guglielmo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/New York: Campus 1999, S. 59-96.

Uerlings, Herbert: Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Werk und Forschung. Stuttgart: J.B. Metzler 1991.

Uerlings, Herbert: Novalis (Friedrich von Hardenberg). In: Bunzel, Wolfgang (Hg.): Romantik. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: WBG 2010, S. 92-106.

Volckmann, Silvia / Köhler, Manfred: Das Glück ist die Lücke im Bücherschrank oder Lesen als Passion. Ein Essay. In: Boesken, Gesine / Schaffers, Uta (Hg.): Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bildung – Vermittlung. Festschrift für Erich Schön. Berlin: LIT 2013 (Leseforschung 3), S. 33-52.

Weber, Ernst: Die poetologische Selbstreflexion im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts. Zu Theorie und Praxis von „Roman“, „Historie“ und pragmatischem Roman. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer 1974.

Wilpert, Gero von: Sachwörterbuch der Literatur. 8., verbesserte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Alfred Kröner 2001.

Wittmann, Reinhard: Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750-1880. Tübingen: Max Niemeyer 1982 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 6).

Wittmann, Reinhard: Gibt es eine Leserevolution am Ende des 18. Jahrhunderts? In: Chartier, Roger / Cavallo, Guglielmo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/New York: Campus 1999, S. 419-454.

Wuthenow, Ralph-Rainer: Im Buch die Bücher oder Der Held als Leser. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1980.

Online-Quellen:

Lucians von Samosata Sämtliche Werke. 6. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von C. M. Wieland. Wien/Prag: Franz Haas 1798. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ7588501>

Schmidt-Dengler, Wendelin (2006): Leben oder Lesen. Über Glanz und Elend einer Kulturtechnik. Festvortrag. Online verfügbar unter: www.publikationen.bvoe.at/perspektiven/bp2_06/s12-15.pdf

Siever, Holger (2012): Das übersetzerische Denken von Frühromantik und Funktionalismus. Online unter: http://www.trans-kom.eu/bd05nr01/trans-kom_05_01_07_Siever_Fruehromantik.20120614.pdf

Spoerhase, Carlos (2009): Die spätrömantische Lese-Szene: Das Leihbibliotheksbuch als >Technologie< der Anonymisierung in E.T.A. Hoffmanns *Des Vetters Eckfenster*. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literatur und Geistesgeschichte, Vol. 83 (4), S. 577-596. Online unter: <https://link-springer-com.uaccess.univie.ac.at/article/10.1007/BF03375683>

Steiner, Uwe C. (1994): Die Verzeitlichung romantischer Schrift(t)räume – Tiecks Einspruch gegen Novalis. Online unter: <http://edoc.hu-berlin.de/hostings/athenaeum/documents/athenaeum/1994-4/steiner-uwe-c.-311/PDF/steiner.pdf>

Zeh, Juli / Krüger, Michael / Malchow, Helge (2012): Digitale Revolution: Wie wollen wir lesen. In: DIE ZEIT, Nr. 47/2012. Online verfügbar unter: <http://www.zeit.de/2012/47/Buecher-Internet-Literatur-Verleger>

6. Anhang

Abstract

In der Deutschen Romantik, einer Zeit politischer, gesellschaftlicher und kultureller Umbrüche etabliert sich eine neue Form des Lesens. Zur Beschreibung der historischen Situation dominiert das Diktum von der ‚Leserevolution‘: im 18. Jahrhundert löse neben der Ausweitung des nun an Unterhaltung interessierten Lesepublikums eine extensive Lektüre (einmalige Lektüre zahlreicher profaner Bücher) die traditionell intensive (wiederholtes Immer-Wieder-Lesen kanonisierter religiöser Texte) ab. Das persönliche, intime Lese-Erlebnis steht nun im Vordergrund. Imaginatives Rollenhandeln sowie Empathie und Identifikation mit fiktiven Figuren sind die neuen Lese-Modi. Lektüre erscheint fortan als Spiegel des eigenen Lebens.

In einer Zeit neuer Konzepte von ‚Subjekt‘, ‚Bürgerlichkeit‘ und ‚Zeit‘ wird Lesen zum eigenen Leben nun in Beziehung gesetzt. Die neue belletristische Literatur wird zum Medium für Identitätsexploration schlechthin. Der Romantik scheint in dieser Zeit eine Vorreiterrolle zuzukommen, in der erstmals Kontingenz und Offenheit der eigenen Identität bewusstwerden, und in der neue Identitätserfahrungen im Sinn spielerischer Identitätserweiterungen in Form von empathischer Lektüre in fiktiven Lese-Szenen durchfiguriert werden können. Sei es Lesen als naive Immersion, als numinoses Enträtseln geheimnisvoller Chiffren, als metaphysisches Wiedererinnern oder gar als ironisches Spiel in Form extradiegetischer Lese-Szenen – romantische Protagonisten zeigen entgegen vermeintlich entkörperlichten Lesens und aufgeklärt-kalter Schriftlichkeit, wie die Lektüre immer wieder auf das eigene Leben übergreift. Lesen wird zum Probehandeln. Die Vielfalt literarischer Selbstentwürfe, die Macht von Phantasie und Einbildungskraft sind vor dem Hintergrund einer bürgerlichen Öffentlichkeit verständlich, die sich in der Romantik erstmals ihrer zukunfts offenen Freiheit individueller Subjektivität ganz bewusst wird.